Erzählungen

von

Heinrich Jung
genannt Stilling.

Erstes Bändchen.

1127

Frankfurt und Leipzig,
1814.

A 170/186

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Stillings

Freunden

gewidmet.

Vorrede.

Fast schäm' ich mich, dieß Wort niederzuschreiben, da von einer Schrift meines Freunds Jung-Stilling die Rede ist. Er könnte weit eher zu Einem meiner Bücher eine Vorrede machen, um es dem Publikum zu empfehlen, als ich zu einer Schrift von ihm; da er sich selbst dem Publikum hinreichend empfohlen hat. Indeß find' ich mich durch einen Zusammenfluß von Umständen dazu verpflichtet, die nicht vor das Publikum gehören. Und so sey denn diese Sammlung gemüthlicher, einfacher, das Gepräge reiner Religiosität unverkennbar auf sich tragender Erzählungen, Stillings großem Publikum von mir übergeben, wie ein Freund, den Freunden, von einem ab-

wesenden Freund, ein wohlthätiges Geschenk mitbringt, ohne eine andere Anmaaßung, als daß er es mitbrachte, und sich freut der Freude aller Empfänger.

Es sind mehrere neue Erzählungen in dieser Sammlung; die übrigen sind in Taschenbüchern und anderen Sammlungen zerstreut. Erndet diese Sammlung Beifall; so kann noch Ein Bändchen, höchstens zwei folgen.

Karlsruhe, im Februar 1813.

Johann Ludwig Ewald.

Verzeichniß der Erzählungen.

	Seite
1. Auch eine heilige Familie . .	1
2. Die beiden Brüder . . .	17
3. Geschichte eines Mannes, welcher lernte warum er in der Welt war	33
4. Der Nachtwächter und seine Tochter	51
5. Der goldene Vogel . . .	78
6. Die edlen Jünglinge . . .	90
7. Der Weg zum Thron . . .	97
8. Adelheid von der Heeß, oder das Vehmgericht	112
9. Konrad der Gute . . .	134
10. Der Emigrant	201

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

Auch eine heilige Familie.

Ich habe oft von Männern, die am Christus-Eckel kränkeln, den Einwurf gehört: was denn doch die Religion Jesu viel nütze, und genützt habe? — Die europäischen oder christlichen Nationen seyen ja doch in Ansehung ihrer sittlichen Vervollkommnung keinen Grad besser, als von jeher auch andre gebildete Völker gewesen sind.

Im Ganzen genommen ist freilich etwas dran: die Staatspolitik ist noch immer eben so pfiffig als sie bei den Assyriern, Babyloniern, Persern, Griechen und Römern war; und unsere Kriege haben durchgehends so wenig christliches, daß man eine europäische Armee wohl schwerlich von Nebukadnezars oder Alexanders Heeren, was die Handelsweise betrifft, würde unterscheiden können. Was vollends den physischen und moralischen Luxus angeht, so geben wir darin den Völkern aller Orten und aller Zeiten nichts nach. Wenn wir aber

ins Einzelne gehen, und die Volksmasse von Haus zu Haus, und von Familie zu Familie prüfen; so findet der ruhige und Gottliebende Beobachter manches verborgene, aber eben darum desto reinere Gute; — einen Fortschritt in der Heiligung, den man außer der Christenheit, in dem Grade, vergebens sucht. Man trifft allerdings unter Juden, Mahomedanern, und Heiden auch einzelne edle Menschen an; aber bei weitem nicht in der Menge, und in dem hohen Grade der Menschengüte als unter den Christen.

„Das Reich Gottes ist einem Sauerteige gleich, den Jemand nahm, und ihn unter das Mehl verbarg, bis es ganz durchgesäuert ward.“ Noch immer ist der Teig nicht gesäuert, aber das Ferment wirkt im Verborgenen unaufhaltbar fort, und Er wird schon daraus machen, was daraus werden soll.

Wenn Prediger und Aerzte Augen und Willen zum Beobachten haben, so können sie Wirkungen der Religion, besonders unter dem gemeinen Volke entdecken, die Einem Herz und Seele erquicken. Ein treffliches Beispiel von der Art will ich jetzt erzählen; es geht ohnehin stark auf Mitternacht zu: wir werden über dem langen Warten auf die Zukunft unseres Herrn schläfrig, und es giebt der muthwilligen Knaben so viele, die immer darüber aus sind, einem das, ohnehin so schwach brennende Lämpchen unvermerkt auszublasen, welches sie aufklären nennen; so

daß es höchstnöthig ist, sich untereinander wachend zu halten: Und da ist bekanntlich nichts besser, und zweckdienlicher als wenn man sich etwas Hübsches erzählt. Nun Kinder, seyd aufmerksam! — Aber gebt auch Acht auf die pausbackigen Jungens, und haltet die Hand um das Flämmchen! —

In dem herrlichen Thal, in welchem unten am Ende Schönthal liegt, blühen die Leinwand-Fabriken in einem hohen Grade; von Osten gegen Westen zu, zwei Stunden lang, sieht der ganze Grund einem Lustgarten voller prächtiger Landhäuser ähnlich; hier wohnen reiche Kaufleute, und wohlhabende Fabrikanten zerstreut durcheinander. Jeder hat das, was er bedarf, um sich her, Alles wimmelt von Thätigkeit, und im Sommer staunt der Wanderer aus der Ferne die großen prächtigen Fluren an. — Er kann nicht begreifen, wie sich der Schnee mit schwüler Sommerhitze verträgt; kommt er aber näher, so entdeckt er erst, daß sie über und über mit schneeweißem Garn belegt sind.

In einer abgelegenen Ecke des großen Thals, da wo ein kleiner Bach sich durch ein enges Thälchen herabschlängelt, und dann den Bleichern zum Begießen des Garns dient, guckt ein kleiner einsamer Schornstein aus einem Obstgebüsche hinter dem Hügel hervor. Zoar fällt einem ein, wenn man dahin blickt, und es ist einem so, als wenn da der Blitz nicht einschlagen könnte. Tausende rei-

ten, fahren und gehen die nur eine Viertelstunde entfernte Straße, und schwerlich bemerkt einer die niedrige Hütte; aber desto besser kennen sie die unsichtbaren Gesandten, die dienstbaren Geister, die denen zum Dienst thätig sind, die die Seeligkeit ererben sollen.

In dieser Hütte wohnte ehemals eine arme Wittwe, mit einer einzigen Tochter; sie ernährte sich mit Baumwollenspinnen, und Garnspuhlen und in ihrem kleinen Gärtchen hinter dem Hause erzog sie sich die ärmliche Nahrung für sich und ihr Mädchen. Viele Jahre lang kannte sie die Nachbarschaft nur von Angesicht; der Kaufmann für den sie arbeitete, sagte von ihr, sie sey eine arme, aber fleißige und treue Frau: aber da sie nie in ihrem Leben außer Gott jemand ihre Leiden klagte: so dachte auch Niemand weiter an sie; sie war mit ihrer Tochter ein alltäglicher Gegenstand, von dem man weder Gutes noch Böses sprach, eine Nulle in der menschlichen Gesellschaft, die aber gemeiniglich sehr viel bedeutet, wenn eine gültige Zahl vor sie gesetzt wird.

Gute und treue Prediger pflegen sonst wohl arme gute Menschen zu kennen; aber das war auch hier nicht einmal der Fall. Diese Frau äußerte sich auch in Ansehung ihrer Empfindungen und Kenntnisse nicht; man hielt sie für dumm, unwissend und gefühllos; und so bekümmerte sich Niemand um sie. Immer hatte sie gekränkelt,

und ihr Leben war eine Kette von Jammer gewesen, ohne daß es Jemand wußte; auf den nämlichen Fuß hatte sie auch ihre Tochter erzogen: dies Mädchen fiel hübsch und bescheiden ins Auge, aber sie hatte im geringsten nichts Anziehendes; von allen ihren innern Kostbarkeiten hing sie nichts auf den Laden, um Käufer anzulocken, folglich kam auch keiner, der etwas bei ihr suchte.

Endlich wurde es schlimmer mit der Frau; sie konnte nichts mehr arbeiten, ihre Tochter mußte ihr aufwarten. Schmerzen und Elend bestürmten sie unaufhörlich, und ohne Zahl, und noch immer blieben beide bei ihrem Grundsatz, ihren Mund auch auf der Schlachtbank zum Klagen nicht zu öffnen. Daher kams denn, daß kein Mensch auf der Welt von diesen beiden großen Dulderinnen etwas wußte.

Dieses Elend mogte ohngefähr ein Vierteljahr gewährt haben, als an einem Nachmittage zwei Bleichergesellen, von welchen der eine Johannes Langenborn hieß, in der Nähe der Hütte auf einer Bleiche geschäftig waren. Ob sie nun gleich oft und vielfältig da gearbeitet, und sich nie um das Häuschen und seine Bewohner bekümmert hatten, so wurden sie doch jetzt dadurch aufmerksam gemacht, daß die Tochter der armen Wittwe aus ihrer Hausthüre gelaufen kam, und die Hände über dem Kopfe zusammen schlug, dann im Hofe herum lief und wehklagte.

Beide Bleichergesellen durften nicht zugleich vom

Garn gehen, sie wurden also einig, daß Langenborn hinlaufen und nachsehen sollte, was das zu bedeuten habe; dieser war aber auch der rechte Mann zu dieser göttlichen Gesandtschaft, und er war der Ehre werth, Engeldienste zu übernehmen. Er lief was er laufen konnte, und war in einer Minute an Ort und Stelle.

Angelegentlich rief er schon aus der Ferne: „Mädchen! Mädchen! was ist? — was fehlt Dir?“ — „Johannes,“ antwortete sie ängstlich: „komm und siehe es!“ —

Langenborn lief an den Ort des Elends, und siehe da, die Kreuzträgerin lag auf ihrem Bette und schien todt zu seyn. Flugs nahm er das kleine Spiegelchen von der Wand und hielt es ihr vor den Mund; — da bemerkte er denn, daß es noch anlief; so hielt er sie mit Recht noch nicht für todt. Er wusch sie also mit kaltem Wasser und Essig, und brachte sie wieder zurecht; sie konnte vor Schwäche zwar noch nicht reden, aber sie lächelte himmlisch und streichelte seine Wangen.

So eigensinnig waren die beiden Dulderinnen nicht, daß sie auf Langenborns liebevolle Fragen nicht nach der Wahrheit hätten antworten sollen; er erfuhr also den ganzen Jammer. Schmerz und Mangel an Erquickung waren die Peiniger, denen die, sonst starke Natur der guten Frauen unterliegen mußte. Er suchte also seinen Sparpfennig hervor, begab sich seiner Blei-

chergeschäfte, und ward der Pfleger der armen kranken Wittwe.

Jetzt lernte er nun das verborgene Kleinod, das in ein ärmliches Gewand, und in der niedern Hütte versteckt war, recht kennen, und er glaubte die größte irrdische Belohnung für seine Dienste sey Catharinens Besitz; das glaubte er, und er betrog sich nicht. Eben so hielten auch Mutter und Tochter ihren Johannes für den größten Schatz, den sie in diesem Leben erringen konnten, und auch sie betrogen sich nicht. Langenborn und Catharine heiratheten sich am Krankenbette der Mutter; im Himmel war Freude über diese Verbindung, auf Erden aber besorgte man, durch diese Heirath würde nun eine Familie entstehen, die mit der Zeit durch Betteln, und durch ihre Bedürfnisse dem Armenfond zur Last fallen könnte; allein diese Sorge war unnöthig: denn Johannes ernährte sich, seine Frau, und nachher seine Kinder recht ordentlich, er war allgemeinerer Wohlthäter als alle, die für den Armenfond besorgt gewesen waren.

Die alte Kreuzträgerin wurde so lange auf den Händen getragen, bis sie von den Engeln in Abrahams Schoos getragen wurde. In ihren letzten Tagen besuchte sie der Prediger; dieser erfuhr nun, welch eine kostbare Seele er in der Nähe gehabt hatte, ohne sie zu kennen. Er bedauerte laut und öffentlich diesen Verlust, und zog den großen Nutzen daraus, daß er von nun an die Hütten des

gemeinen Mannes fleißiger besuchte, und die daselbst wirkenden Geister genauer prüfte; er hielt der abgeschiedenen Edlen die Leichenpredigt über die Worte: Jes. 57, v. 1. 2. „Aber der Gerechte kommt um. Und Niemand ist, der es zu Herzen nehme, und heilige Leute werden aufgerafft, und Niemand achtet darauf: denn die Gerechten werden weggerafft für dem Unglück, und die richtig für sich gewandelt haben, kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern."

Johannes Langenborn und sein Weib Catharine hielten nun lange und viele Jahre im Seegen Haus; beide waren allgemein geliebt, und ihre Kinderzucht war ein Muster für alle ihres Gleichen.

Kreuz hat jeder gottesfürchtige Hausvater. Langenborn wurde also auch nicht damit verschont. Indessen fand es der große Schmelzer der Mühe werth, ihn auf den Treibheerd zu bringen, und ihn da recht tüchtig auszubrennen. Erst starben dem guten Ehepaar alle Kinder bis auf die zwei ältesten Töchter, darauf bekam Langenborn einen Zufall ans rechte Knie, so, daß er Jahr und Tag das Bett hüten mußte, und als er es wieder verlassen konnte, so war das Knie so krumm gewachsen, daß er ein hölzernes Bein anschnallen, und auf einer Krücke gehen mußte. Jetzt war er nicht mehr fähig, mit Bleichen sein Brod zu erwerben; er sah also, wenn er blos seine Vernunft zu Rathe zog, einer traurigen Zukunft entgegen; allein

er war ein Christ, das heißt: er glaubte und hoffte, wo nichts zu glauben und zu hoffen war, und dann war er zu jedem ehrlichen Gewerbe, sey es auch das niedrigste, geringste und verächtlichste, bereit, sobald es ihm die Vorsehung anwieß, sich dadurch zu ernähren.

Es währte nicht lange, so bekam er ein Geschäfte, womit er sich zwar kümmerlich, aber doch ehrlich durchbringen konnte: es wurde nämlich eine Maschine erfunden, womit man durch bloßes Drehen einer Kurbel, nachdem die gehörige Vorrichtung geschehen war, in großer Geschwindigkeit viele Ellen Schnürbänder flechten konnte. Ein Kaufmann verschaffte dem lahmen Johannes eine solche Maschine; nun konnte er sich dabei setzen und wenigstens das trockene Brod verdienen, seine Frau und beiden Töchter spannen und spulten dazu, und so brachten sich die lieben Leute ehrlich und redlich durch.

Bis soweit findet der Menschenbeobachter noch nichts Ausgezeichnetes, das mich berechtigen könnte, dieser Familie vorzugsweise den Charakter der Heiligkeit beizulegen. Daß auch diese vier Leute von Herzen fromm waren, ohne Anspruch auf den Ruf der Frömmigkeit zu machen, macht es noch nicht allein aus; daß sie aber bei ihrer Armuth aus reinem und lauterm Liebestriebe noch die Pfleger armer Kranken, und eine Zuflucht der Verlassenen waren, das ist schon etwas Erhabenes. Dazu kommt denn noch, daß sie alle

vier einen so hohen Grad der Erleuchtung und der sittlichen Kultur erstiegen hatten, wie ihn wenige, auch der wahrhaft Aufgeklärten unter den Christen ersteigen.

In diesem Zustande war diese Familie, als der Doktor Stilling nach Schönenthal kam; er hörte zwar zuweilen etwas von diesen Leuten, das ihm wohlgefiel; allein da sie arm und gering waren, so schätzte man ihre Handlungen nicht nach ihrem wahren Werth. Das Gerücht sagte daher immer viel zu wenig von ihnen, und er erfuhr vor der Hand weder ihre Geschichte, noch ihre ausgezeichnet edle Thaten. Bis er sie endlich bei folgender Gelegenheit selbst kennen lernte.

In der Nachbarschaft des Langenbornischen Hauses wohnte ein reicher Mann; dieser hatte über zwanzig Jahre eine Magd gehabt, die durch vorzügliche Treue in ihrem Dienst, und durch ihre christliche Aufführung als eine fromme und brave Person, wenigstens ihrem Gott, und dann auch einigen Wenigen, die das wahre Verdienst allenthalben, auch da schätzten, wo es nicht mit äußerem Glanz umgeben ist, bekannt war. Diese gute Seele mußte viele Jahre lang mit Engbrüstigkeit kämpfen, die ihr ihren Beruf öfters äusserst beschwerlich machte. Endlich bekam sie am Beine eine Geschwulst und zugleich verlor sich ihr kurzer Odem, und die Brust wurde frei; jetzt aber konnte sie nicht mehr fortkommen, ihr Dienst wurde ihr also sehr sauer. Anstatt nun, daß ihr Dienst-

herr sie hätte verpflegen und für ihre Genesung sorgen sollen, verfuhr er mit ihr nach der gewöhnlichen Weise, so wie es die Gesetze der Dienstordnung mit sich bringen; er kündigte ihr also an, daß sie aus dem Dienst gehen müsse, bis sie von ihrem Uebel geheilt wäre.

Die arme Magd wußte jetzt weder aus noch ein; ins Hospital konnte sie nicht aufgenommen werden, denn sie war keine Bürgerstochter, und Geld hatte sie auch nicht, um sich verpflegen, viel weniger um sich kuriren zu lassen. Sie schleppte sich also mit ihrem Jammer, und arbeitete über Vermögen. Unter der Hand bemerkte sie nahe am Schienbein, einwärts gegen den Waden zu, an ihrem braun angelaufenen und geschwollenen Bein einen schwärzlichen Flecken. Diese Erscheinung machte ihr Angst, und nun sehnte sie sich nach einem Arzt, den sie auch an einem Leinweber zu finden hoffte, der zwei Stunden weit in einem Flecken wohnte, und durch seine Kuren berühmt war. Da sie nun nicht selber dahin gehen konnte, so erbarmte sich ein Webergeselle über sie, der an einem Sonntage hinging, und den Doktor Leinweber ihrenthalben konsultirte; dieser erklärte gleich das Uebel für gefährlich, und gab den Flecken für den kalten Brand aus; er verordnete also seiner Meinung nach eine sehr kräftige Arznei: denn er gab ein ätzendes Pulver, das auf den Fleck gestreuet werden sollte.

Die arme Leidende folgte treulich dem Rath des Afterarztes, sie streute das Pulver auf den schad-

haften Ort, das Pulver fraß um sich, und verursachte ihr unleidliche Schmerzen, wobei sie nun ihren Fuß nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Jetzt mußte sie also das Bett hüten.

Ihr Herr wurde darüber äußerst ungeduldig, er fuhr sie an, und sagte: wenn sie nicht machte, daß sie aus dem Hause käme, so würde er sie hinaustransportiren und auf die Straße werfen. Diese Unbarmherzigkeit schnitt Wunden in ihr Herz, und sie rief mit unaussprechlichem Weinen in ihrem trostlosen Zustande Gott um Hülfe an, der sie dann auch gnädig erhörte.

Langenborn, der immer der Erste war, der so etwas erfuhr, ward auch bald den Zustand der bedaurungswürdigen Dienstmagd gewahr; flugs nahm er seine Krücken unter den Arm und stolperte nach dem undankbaren Hause. Gleich bei dem Eintritt begegnete ihm der hartherzige Kaufmann, der ihn anfuhr und fragte, was er wolle? — Mit dem erhabenen Ernst des Christen antwortete Johannes: „ich will ihre Magd abholen und zu mir nehmen.“ „So?“ antwortete der Kaufmann; „Ihr habt ja selber nichts; Ihr hofft vielleicht für die Magd zu betteln, und dann mitzuessen!“ — Mit sanftem Lächeln versetzte Langenborn; „O ja! ich hoffe bei dem lieben Gott recht viel für Ihre arme Magd zu erbetteln, und dann freilich auch von dem, was Er bescheert mitzuessen!“ aber, setzte er entschlossen hinzu: „bei Menschen habe ich noch nie gebettelt, und wenns ja dazu

kommen sollte, so würde ich doch einem so sehr armen Mann, wie Sie sind, niemals beschwerlich fallen; denn wahrlich! Sie müssen wohl blutarm seyn, weil sie nicht einmal vermögend sind, Ihren kranken Dienstboten die Kost zu geben, wenn sie nichts verdienen können."

Der Kaufmann eilte glühend weg, und Johannes hockte hinauf auf die Kammer. Hier war er nun freilich kein hinkender Bote, sondern ein Engel des Herrn, der Heil verkündigt. Mit einem Wort: noch in der nämlichen Stunde trugen einige Gesellen und Knechte die fromme Dulderin in Langenborns seegenvolle Hütte. Nun waren aber nur zwei Betten im Haus. In der Stube schliefen Vater und Mutter, und in der Kammer beide Töchter, allein die Liebe findet allenthalben Auskunft; die Kranke wurde ins beste Bett, in die warme Stube gelegt; der gebrechliche Vater, und die schwächliche Mutter schliefen in der Kammer, und die beiden Töchter lagen bei der Kranken in der Stube auf der Erde auf bloßem Stroh, um immer bei der Hand zu seyn. Jetzt war nun die Magd zwar in soweit versorgt, aber deswegen war ihr Bein doch immer nicht besser. Sie streute das Pulver und duldete die fürchterlichsten Schmerzen, indessen wurde das Loch am Waden immer größer; Langenborns älteste Tochter lief also wieder zum Arzt, der aber befahl, immer mit dem Pulverstreuen fortzufahren. Einige Zeit wurde dieser Rath unter unsäglichen Schmerzen noch fortgesetzt; allein nun

fing die Sache an, gefährlich zu werden. Die Patientin zehrte ab, und es hatte das Ansehen, als ob das Bein verlohren gehen würde.

Endlich fiel dem guten Langenborn ein, daß er von dem neuen Doktor Stilling gehört habe, er sey ein guter Mann, der den Armen nichts abnähme, er wollte also selbst zu ihm gehen, und ihn erst einmal ausforschen, ob dem Ding auch wohl so wäre, und was er zu dem Umstand sagen würde.

Stilling saß eben auf seiner Studierstube und arbeitete, als er ein dreifüßiges Wesen, einen hölzernen Fuß, eine Krücke, und einen natürlichen Fuß die Treppe herauf kommen hörte. Er eilte an die Thür, und führte den edlen Langenborn, den er jetzt zum erstenmale sah, herein. — Das ist wahr, ein solch apostolisches Gesicht hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Ehrfurcht und Liebe durchschauerte ihn, bei dem Anblick dieses ärmlich, aber sehr reinlich gekleideten Mannes; er ließ ihn sitzen, und seine Kappe aufsetzen: denn wahrlich! Langenborn war ein vornehmerer Mann als er. Auch Stilling mußte dem scharfblickenden Geist so ziemlich behagen; denn er floß alsofort von Zutrauen und Leutseeligkeit über, und bedauerte, daß er den Herrn Doktor nicht eher gekannt habe. Stilling freute sich ebenfalls über diesen neuen und würdigen Freund, und fragte ihn dann was sein Begehren wäre. Jetzt erzählte Langenborn nun die ganze Geschichte mit der Magd so umständ-

lich als ich sie hier erzähle, und im Augenblick machte sich Stilling bereit, und eilte zu der Kranken.

Nie in seinem Leben wird er das Leidensbild vergessen, das er hier zwischen den dienenden Christinnen antraf. — Abgezehrt bis auf die Gebeine, lag sie da — jede Miene war Ausdruck der schrecklichsten Schmerzen, und jeder Odemzug war ein himmelansteigender Seufzer um Erbarmung. Dieser Anblick trieb dem Arzt häufige Thränen aus den Augen, die Wangen herab; er eilte also zur Linderung. Aber großer Gott! — welch ein Anblick! — er fand das Schienbein fast vom Knie bis auf den Knöchel entblößt, der ganze Waden hatte sich abgelöst, und hing nur noch vermittelst der Haut und ein paar Muskeln mit dem Bein zusammen, und man konnte beinahe den ganzen Vorderarm in dieser ungeheuren Wunde verbergen.

Stilling nahm also die schleunigsten Maasregeln zur Hülfe; die älteste Tochter Langenborns mußte in den nahen Wald laufen, um einen Arm voll Goldwurzel (chelidonium majus) zu suchen; die zweite mußte in die Stadt und Bienenhonig holen, und die Mutter, der Vater und der Arzt pflückten Scharpie. Als nun alles bei der Hand war, so wurden die Wurzeln und Stengel der Goldwurzel in einem Mörser gestoßen, und der Saft durch ein Tuch gepreßt. Zu einem halben Schoppen dieses Saftes mischte Stilling eben soviel Honig, tauchte dann Büschlein von Schar-

pie in dieses Gemische, und füllte die ganze Höhle der Wunde damit aus: dann legte er den beinah abgelößten Waden wieder an seinen Ort, und umwand das ganze Bein mit dem gehörigen Verband. Durch dieses Arzneimittel und durch diese Methode nebst der gehörigen Diät wurde das Bein innerhalb drei bis vier Wochen vollkommen heil und brauchbar, so daß die gute Person hernach wieder bis an ihr Ende in Dienste gehen konnte. Daß sie ihrem vorigen Herrn diese Ehre nicht erzeigte, versteht sich von selbst.

Während dieser Kur wurden Stilling und Langenborn vertraute Freunde; beide erzählten sich ihre Schicksale, und wenn der Erste zuweilen in seinen schweren Prüfungen sich erholen wollte, so ging er zu seinem Freund Langenborn dem kreuzgewohnten Dulder, der ihn dann aus seiner Fülle reichlich zu tröften wußte.

Endlich zog Stilling bekanntlich als Professor der Staatswirthschaft nach Rittersburg, er nahm auch bei Langenborn Abschied. Alle fünf weinten zärtliche Thränen, und das Präsent, das der erhabene Streiter seinem Freunde mitgab, bestand in dem herrlichen Spruche: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet Euch herunter zu den Niedrigen."

Jetzt dreht Langenborn nicht mehr Schnürbänder, auch braucht er seine Krücke und sein hölzern Bein nicht mehr; denn er wandelt mit andern seines Gleichen unter den Lebensbäumen im Paradiese Gottes, und genießet was seine Thaten werth sind. —

2.

Die beiden Brüder.

(Eine arabische Erzählung.)

Dort wo das wüste und glückliche Arabien an einander gränzen, wohnte seit Jahrhunderten eine ansehnliche Familie, die sich nie durch Raub und Plünderung, sondern blos von ihren Heerden nährte; Gott segnete sie auch mit Wohlstand, jeder Fremdling war willkommen in ihren Hütten, und rund um sie her fand sich kein Armer, kein Nothleidender und kein Kranker, der nicht von dem Emir oder von seinem Weibe wäre erquickt und getröstet worden.

Vorzüglich aber schien Alreddin in der ganzen Reihe seiner Vorfahren der glänzendste und weiseste zu seyn; wer in einer schweren Sache Rath bedurfte, der fragte den Emir Alreddin; wo Streit war, da stiftete sein Ansehen und seine Gerechtigkeitsliebe Frieden, wer arm war; der flehte ihn nicht vergebens und aus seinem Vorrath von Arzneimitteln wurde manchem Kranken geholfen.

Alreddin und sein Weib (er hatte nur eine, aber sehr geliebte Gattin) genossen bei allem dem ihr Glück nur halb; denn sie hatten keine Kinder,

und es schien als wenn mit ihnen ihr vortreffliches und edles Geschlecht aussterben sollte; je älter sie wurden, desto mehr stieg ihr Kummer, und es hatte das Ansehn, als wenn die Sonne ihres Lebens dereinst trübe untergehen würde.

An einem Frühlings-Abend als Alreddin über Feld geritten war, und erst spät wiederkehren wollte, saß Machpelach seine Gattin vor ihrem Zelt, und sah mit bethräntem Auge die Sonne über dem waldigten Berg untergehen, und hinter ihr schimmerte der Vollmond safrangelb zwischen den Cederstämmen durch. Indem sie nun den trüben Blick von der abgeschiedenen Sonne seitwärts wandte, sahe sie ein altes krummgebücktes Mütterchen an einem Stabe langsam durchs Gebüsch heran kriechen. Machpelach winkte ihr mit liebevollem Lächeln, ging ihr dann mit offnen Armen entgegen, und ließ sie neben sich auf den Blumenrasen sitzen.

Das edle Weib ließ ihr Zeit zu Odem zu kommen, und fragte sie dann mit einem Herzen voll Wohlwollen, womit sie sie erquicken könne? — Gott belohne dir diese Frage! versetzte die Alte; gieb mir etwas Honig mit Rahm gemischt, und ein Stück Brod! — Machpelach lief ins Zelt, holte das Verlangte, und setzte es ihr in einer Schüssel vor; die Alte aß die Hälfte, zog dann ein Fläschchen mit einem kostbaren Balsam aus ihrer Tasche, dessen Wohlgeruch die Luft umher erfüllte, goß ihn in die andere Hälfte der Speise

und sagte: Ich bin die Fee Elfagor — die in der Felsengrotte bei der Silberquelle im Thal Bukraim wohnt; ich liebe gute Menschen, und habe vom Vater aller Wesen die Gnade empfangen, die billigen Wünsche der Sterblichen zu erfüllen. Der Ruf deiner guten Werke hat mich zu dir geführt, und ich habe in dieser armen Hülle die Wahrheit dieses Gerüchts erfahren, bitte also von mir, was ich dir thun soll!

Machpelach erstaunte; sie hatte viele Mährchen von der guten Fee Elfagor erzählen hören, und jezt freute sie sich ihrer Gegenwart; gute Fee! antwortete sie: ich habe nichts zu wünschen als einen Sohn, der seinem Vater ähnlich ist.

Dein Wunsch ist billig, fuhr Elfagor fort; iß nun die übrige Hälfte dieser wohlthätigen Speise, und du wirst innerhalb Jahresfrist zween wohlgebildete und gesunde Söhne haben.

Machpelach genoß die Speise begierig, und dankte der Fee für ihre Güte. Kaum hatte sie den letzten Mundvoll genommen, als sich ein Silberwölkchen im Mondenglanz vor ihren Augen bildete, Elfagor wurde in ein Kind von englischer Schönheit verwandelt, sie stieg auf dieses Wölkchen, und schwang sich dann langsam empor; aber im Hinschwinden hauchte sie dem Weibe des Emirs noch die Worte zu: Sey reines Herzens Machpelach! — damit deine Kinder nicht im Keime vergiftet werden mögen. Das edle Weib gieng nun in ihre Hütte, und dachte der

seltsamen Erscheinung nach, die sie auch Alreddin gleich nach seiner Heimkunft erzählte. Der Emir wunderte sich und sagte: Söhne die vom Himmel angekündigt, und von unfruchtbaren Weibern gebohren werden, waren wohl ehe zu großen Männern emporgewachsen. Gottes Wille geschehe!

Das Versprechen der Fee wurde erfüllt, Machpelach gebahr zween Söhne auf einmal, und während dem Gebähren schwebte eine schneeweiße Taube mit einem Purpurhals um sie her, und nachdem die beiden Knaben auf ihrem Bettchen lagen, so schwang die Taube ihre Flügel über ihnen und verschwand.

Die anwesenden Frauen wahrsagten den Kindern viel Gutes, die beiden Eltern aber dachten an die Fee Elfagor.

Die Knaben wuchsen in aller guten Zucht und Ehrbarkeit heran; Alreddin gewöhnte sie zur Arbeit, und Machpelach lehrte sie Gott fürchten und die Menschen lieben.

So wie nun die Knaben anfingen groß zu werden, so fingen auch die Eltern an zu wünschen; darinnen kamen sie beide überein, daß sie tugendhafte und rechtschaffne Männer werden möchten, aber Alreddin hatte sich große Dinge in den Kopf gesetzt, und das darum weil ihm seine Söhne auf eine außerordentliche Weise angekündigt worden; Machpelach aber wünschte nichts weiter, als daß sie beide nur das Glück ihrer Väter genießen möchten.

Dieser friedfertige Zwiespalt beider Eheleute brachte sie endlich auf den Gedanken, der wohlthätigen Fee Elfagor ihre Wünsche zu entdekken, und sie dann entscheiden zu lassen, sie gingen also zusammen in einer mondhellen Nacht ins Thal Bukraim; da wo dieses Thal ein Becken von einer Viertelstunde im Durchmesser bildet, das rund umher mit hohen Cypressen und Terebinthbäumen, die einen schönen Rasenplatz in der Mitte frei lassen, bekränzt ist, klingelt eine wasserreiche Quelle, an dem Eingang einer tiefen und weiten Felsenhöhle zwischen den Steinen hervor; tiefe Stille ruhte auf jedem Aestchen des Waldes, und die ganze Natur horchte der sprudelnden Quelle; der Mond glänzte hoch über den Cypressen-Wipfeln herüber, und verbreitete einen silbergrauen Schimmer über das bethaute, und mit Mettenfädlein und Geweben übersponnene Grün des Rasenbodens.

Alreddin und Machpelach schritten langsam und mit heiligem Schauer erfüllt, der Quelle entgegen, deren Chrystall mit schmelzendem Gold im Mondesschimmer gemischt schien, und dessen Widerstrahl, oben im Gewölbe der Grotte, auf den Kieselspitzen des grauen Gesteins ein leuchtendes Gewimmel verursachte. Hier neben den Brunnen stellte Machpelach ihr Opfer, das sie in einem Körbchen trug, und das aus Milchrahm mit Honig und etwas Brod bestand, auf einen breiten Stein nieder, und rief

dann mit gemäßigter Stimme: Gute Fee Elfagor! Wenns dir Gott erlaubt, unsre Wünsche zu erfüllen, so erscheine uns und höre sie! — allmälig schien ein zweifelhaftes Gelispel aus der dunkeln Tiefe der Grotte, die horchenden Ohren aufmerksamer zu machen, und zu gleicher Zeit schwirrte ein Haufen schwarz und silbergrau gesprenkelter Nachtschmetterlinge in einem Zug von hinten heraus, vorwärts, gegen die Quelle zu; sie waren an graue Mettenfaden gespannt, mit denen sie einen Muschelwagen zogen, der aus einer Straußen-Eierschale verfertigt, und mit leuchtenden Johanniswürmchen statt der Juwelen besetzt war. Vier große dunkelblaue und mit goldenen Sternchen prangende Schmetterlinge trugen den Muschelwagen schwebend, ein paar Schuh hoch über der Erde empor, auf dem die Fee Elfagor auf einem Polster von Bienenhärchen saß, sie war etwa Fingerslang, und hatte die vollkommenste weibliche Gestalt; ihr zarter Körper glänzte von Gold und Edelsteinen, und ihr feines lockiges Haar wallte wie ein goldnes Wölkchen den zarten schlanken Rücken hinab bis auf die Lenden. Dreimal schwirrte der Zug um die Silberquelle, dann verwandelte sich die Fee in ein Kind von vier Jahren, genoß wieder etwas von der mitgebrachten Speise, und fragte nun, was begehrst du Machpelach? —

Das Weib des Emirs antwortete: Liebe gute Elfagor! mein Mann und ich haben verschie-

bene Wünsche; du weißt, daß wir zwei wackere und liebenswürdige Söhne haben; nun geht unser erstes und flehentliches Bitten dahin, daß sie beide gute und vortreffliche Männer werden mögen; dann aber wünscht Alreddin Ruhm, Ehre und Ansehen in der Welt, ich aber begehre nichts weiter als ein ruhiges, stilles und höchst wohlthätiges Leben für unsre beiden Kinder. Jetzt sind wir nun deßhalb zu dir gekommen, um von dir zu hören, welche Wünsche du erfüllen willst?

Die Fee lächelte heiter und froh, und erwiederte: ich will Eure beiden Wünsche erfüllen, und zwar so: der älteste soll nach dem Willen des Vaters groß, geehrt und ansehnlich in der Welt werden, und der jüngste soll nach deinem Begehren, ein stilles, unbekanntes aber höchst wohlthätiges Leben führen. Zeit und Erfahrung wird Euch dann am Ende belehren, wer am besten gewünscht hat.

Nun genoß Elfagor einen Theil des mitgebrachten Opfers, goß dann einen Balsam auf das Uebrige und sagte: da nimm diese Speise wieder mit zurück, Machpelach! und gieb sie deinen beiden Söhnen zu genießen, so werden sie beide einen unauslöschlichen Hunger nach Wahrheit und Rechtschaffenheit bekommen; dann schwebte sie über den Rasen hin, und holte zwei verschiedene wohlriechende Krautpflänzchen; eines davon gab sie dem Vater, und sprach: dieses Kräutchen laß deinen ältesten Sohn ohne sein Wissen

in irgend einer Speise genießen, so werden ihn alle gute Menschen lieben und ehren, die bösen fürchten, und es wird ein großer und berühmter Mann aus ihm werden.

Das andre aber gab sie der Mutter mit den Worten: dies backe dem jüngsten in einen Oelkuchen und lasse es ihn, aber auch ohne sein Wissen genießen, so wird ihm jede gute That gelingen, aber er wird dabei unbekannt und von niemand gehaßt und gefürchtet, aber auch nur von Wenigen im Stillen geliebt werden. Jetzt verschwand die Fee mit ihrem ganzen Zug vor ihren Augen; beide nahmen nun die Speise und jeder sein Kräutchen, und wanderten vergnügt und befriedigt nach Hause.

Der Rath der Fee wurde genau befolgt; Alreddins ältester Sohn Ali bekam seinen Theil vom Speiseopfer und sein ihm zugehöriges Kräutchen, und Hassan der jüngste, desgleichen.

Beide Jünglinge wuchsen heran, und wurden bald mannbar; Ali konnte sich allenthalben beliebt machen; wo eine Jagd, oder ein Pferdefest, oder sonst eine öffentliche Feierlichkeit angestellt wurde, da vergaß man ihn nie; wo man Klugheit, Tapferkeit und Edelmuth zeigen konnte, da war Ali gewiß immer der Erste. Hassan hingegen kannte man nicht weiter als eine halbe Tagereise umher; er besorgte die Heerden seines Vaters mi. unbeschreiblicher Treue, und mit überschwenglichem Segen. Alles was trächtig war,

verpflegte er so, daß alles neugebohrne Vieh viel vollkommner war und ward, als sonst jemals; er vertilgte alle reißende Thiere in der ganzen Gegend, so daß auch die Heerden der Nachbarn sicher weiden konnten, allein er rühmte sich nie seiner Thaten, und niemand erfuhr, daß Hassan der allgemeine Wohlthäter war. Wenn auch zuweilen eine seiner Thaten bekannt wurde, so lag doch die Hülle seiner Bescheidenheit so darüber her, daß man das Mehreste dem Zufall zuschrieb. Er war in der ganzen umliegenden Gegend weiter nichts, als der brave rechtschaffene Hassan, der gute sorgfältige Hirte.

Indessen verbreitete sich der Ruhm Ali's immer weiter; und da der Bassa von Damaskus Hülfsvölker gegen den aufrührerischen Bassa von Bagdad verlangte, und diese ihm verwilligt wurden, so wurde Ali zum Anführer von zweitausend Arabern zu Pferde gemacht, und er hielt sich so tapfer, daß ihm die erhabene ottomannische Pforte den vorzüglichsten Antheil an der Bezwingung des Aufrührers zu verdanken hatte. Ali kam also mit Ruhm und Ehre gekrönt zurück, und der Großsultan zu Constantinopel beschenkte ihn nicht nur, sondern verlangte ihn auch in seine Dienste, die aber Ali nicht annahm.

Hassan führte indessen in dem Hause seines Vaters seine Heerden wie vorher, und wenn sein Vater über den Ruhm seines Sohnes entzückt war, so freuten sich Machpelach und Hassan

mit ihm, aber nie stieg diesem auch der leiseste Wunsch auf, zu seyn, was sein Bruder war; im Gegentheil, er freute sich seines unbemerkten Lebens, und des guten Fortgangs seiner wohlthätigen Anstalten; denn er hatte nun auch eine Schule errichtet, in welcher er selbst der Lehrer war; er versammelte Knaben um sich her, die er in allem Guten unterrichtete, und sie die große Kunst lehrte, gute Hausväter und fromme Menschen zu werden. Dann las er auch die Schriften der besten Aerzte, sammelte die kräftigsten Kräuter und verfertigte daraus Arzneimittel, womit er unentgeldlich die armen Kranken heilte. Das alles brachte ihm keinen großen Ruf zuwege, jedermann sahe seine Aufführung als eine Sache an, die sich von selbst verstand, und die nichts als Erfüllung seiner Pflichten war; indessen hieß er immer der gute, der rechtschaffene Hassan.

Nun erscholl auch der Ruhm des Ali bis zu den Ohren des Königs von Yemen; der Imam sandte einen Großen seines Hofes an ihn, und ließ ihm die Stelle eines Wesirs antragen; Ali nahm diesen glänzenden Posten an, und stund ihm auch so vor, daß sowohl der Imam, als auch alle Rechtschaffenen, Freude an ihm hatten; hier heirathete er die Tochter eines vornehmen Arabers, mit der er sehr glücklich lebte, aber keine Kinder zeugte; Hassan heirathete auch ein frommes stilles Mädchen aus der Nachbarschaft, das sich für ihn, und seine Heerden

schickte, und er erlebte bald die Freude einer blühenden Nachkommenschaft.

In diesen Verhältnissen lebten beide Brüder viele Jahre, Ali stand auf der Spitze des Glücks, aber er genoß es nicht mehr; weiter konnte er nun nicht steigen, und des Genusses gewohnt, fing er an Langeweile zu spüren, dieser Plagegeist quälte ihn so, daß er von Tag zu Tage unglücklicher wurde, und nun einsahe, daß alle Güter der Welt der Seele keinen Frieden geben, und ihren unersättlichen Hunger nicht stillen können. Hassan hingegen wurde jeden Tag froher, denn da er keinen andern Wunsch hatte als wohlzuthun und sich täglich zu vervollkommnen, so fand er jeden Morgen und jeden Abend neue Quellen der Freude.

Endlich starben Machpelach und Ali's Weib ohngefähr zu einer Zeit. Alreddin trauerte sehr um seine vortreffliche Gattin, und wünschte ihr bald zu folgen, und da er zugleich den Tod seiner Schwiegertochter, und die Unzufriedenheit seines Sohns Ali vernahm, so seufzte er tief, und beklagte seine ehemaligen eiteln Wünsche; jetzt sahe er ein, wie viel glücklicher Machpelach gewählt hatte; er ging einsam umher und wehklagte in der Stille; dieses mattete seinen Körper so ab, daß er sich allmälig dem Tode näherte: er ließ dieses seinem Sohn Ali sagen, der denn auch unverzüglich kam, um seinen Vater noch einmal zu sehen und seinen Segen zu empfangen.

Einsmals an einem Abend ließ der Emir seine

beiden Söhne zu sich rufen, dann bat er sie, sie möchten ihn doch vor das Zelt in die Sonne tragen: denn er möcht [illegible]en Untergang gerne noch einmal sehen. Die S[illegible]e gehorchten; als er nun da im Grünen saß, u[illegible] die Sonne sein ehrwürdiges Antlitz und seinen langen eisgrauen Bart bestrahlte, so schaute er sie eine Weile wie ein Adler mit unverwandten Blicken an, seufzte dann tief, und sprach: setzt Euch daher meine Söhne, ich hab Euch einen merkwürdigen Traum zu erzählen!

Ali und Hassan setzten sich. Nun fing Alreddin an: höret mich, ihr Söhne Machpelachs und nehmt die letzte Rede Eures Vaters zu Herzen! Ruhm und Ehre sind nicht die Güter die der Mensch suchen muß, sondern die stille und unbemerkte Tugend der Gottes- und Menschenliebe, dieses habe ich schon eine geraume Zeit eingesehen aber erst vor einigen Tagen in einem Traumgesicht sehr lebhaft empfunden: ich wälzte mich an einem Abende lange auf meinem Lager; die glücklichen Tage der Vergangenheit, die ich mit Machpelach verlebt, und die Freuden die ich an den Schicksalen meines Ali, und an dem häuslichen Segen meines Hassan genossen habe, schwebten mir, wie Engel in aller ihrer Herrlichkeit vor der Seele, dann schwanden sie weg und ließen mich im dunkeln und öden Thal des traurigen Alters allein; nun wandte ich meinen Blick in die Zukunft, aber diese war in undurchdringliche Nacht verhüllt.

Endlich schlief ich unter diesen quälenden Vorstellungen ein, und nun träumte ich: — Ihr werdet euch noch der Gegend um Jerusalem erinnern, die wir ehemals mit so vieler Rührung durchwanderten, als wir den Emir auf dem Gebirge Carmel besucht hatten. Hier befand ich mich in meinem Traum; es war mir als wenn ich durch das Thal Josaphat am Bach Kedron hinauf wandelte, rechter Hand schaute ich nordostwärts den Oelberg hinan, und zur Linken warf ich meine Blicke auf den Gihon; ich konnte mich nicht genug wundern über meine Anwesenheit in dieser denkwürdigen Gegend. Leichten Tritts wanderte ich fort, und bald sah ich den felsigten Abhang des Berges Zion nordwestwärts vor mir. Es währte nicht lange, so erschien mir auch die prächtige Kuppel der Moschee auf dem Berge Moriah.

Indem ich nun so mit Staunen vorwärts schritt, und mich nicht genug wundern konnte, wie ich dahin gekommen seyn möchte: denn es war mir gar nicht so als wenn ich träumte, so befand ich mich auf einmal am Fuße des Berges Zion, und zwar an seiner südöstlichen Ecke, auf welcher ehemals die königlichen Gärten gewesen sind; linker Hand lief das Thal Ben Hinnom gegen Abend an den Felsenwänden des Zion fort, und rechter Hand schaute ich durch das Thal des Bachs Kedron, zwischen dem Oelberg und dem Tempelberg gegen Mitternacht hinauf.

Jetzt entstand der Gedanke in mir, wie kommst du da auf den Berg? denn den Kedron hinauf, bis an das Schaafthor zu gehen, das war mir zu weitläuftig, und dahin zu klettern schien mir unmöglich und doch däuchte mir es müßte seyn; ich versuchte es also, und so wie ich mich anstrengte hinauf zu steigen, so fühlte ich, daß ich über die Erde erhaben war, und so hinschwebte. Dies verursachte eine freudige Bestürzung in mir: denn ich konnte nicht begreifen, wie ich das Fliegen gelernt hätte, da ich mich doch wohl besinnen konnte, daß ich nicht gestorben war. Ich erinnere mich noch gar eigentlich, daß ich im leichten Hinaufschweben, zur linken den Brunnen und den Teich Siloah, und zur rechten die uralten Grundmauern des ehemaligen Tempels zwischen den Felsen erblickte.

Bald war ich droben, aber Gott welch ein Anblick! — hier war das wüste öde jetzige Jerusalem nicht mehr, sondern ich fand eine Stadt, die ihres Gleichen in der Welt nicht hat. Links stand eine Burg, die gewiß alle Pracht der Palläste Davids und Salomons übertraf, sie nahm die ganze Breite des Zions ein, und rechts, war auch nun die Moschee auf dem Moriah nicht mehr, sondern es stand da wieder ein Tempel, dessen Herrlichkeit nicht beschrieben werden kann; und da ich meinen Blick auf den gegenüber liegenden Oelberg warf, so fand ich seine ganze Seite mit Gärten und prächtigen Gartenhäusern übersäet.

Vor mir gegen Mitternacht die ganze Fläche hinab, lag eine neue Stadt, die unübersehbar weit hin, aus lauter Pallästen zu bestehen schien, und überall wimmelte es von Menschen, die aus allen Nationen des Erdbodens schienen dahin gezogen zu seyn. Allenthalben aber herrschte eine so friedfertige und frohe Stille, als wenn sie alle zusammen nur eine Familie ausgemacht hätten.

Indem ich nun so da stand, und mich an dem erstaunlichen und frohen Anblick weidete, fiel mir endlich ein, in den Tempel zu gehen: denn ich sahe das südliche Thor offen, und viele Menschen da ab- und zugehen; ich wandte mich also gegen Nordosten, und stieg in das flache Thal hinab, das zwischen dem Zion und dem Moriah liegt; allenthalben fand ich schöne Häuser und Gärten; nun stieg oder schwebte ich vielmehr auch den Tempelberg hinan, und ging durch das Thor in den Tempel hinein. Hier war alles voll froher Menschen, die aber im geringsten kein Getümmel machten, sondern sich freundlich unterredeten, auch wurde da gebetet, geopfert und gelehrt.

Nachdem ich Alles eine Weile angesehen hatte, so bemerkte ich einen schönen jungen Mann, der mir vornehmer zu seyn schien, als alle andere; freundlich nahm er mich an der Hand, und führte mich in ein überaus schönes Zimmer, wo eine große beschriebene Rolle auf einem Tische lag; jetzt sprach er zu mir: Alreddin, deine Wünsche und deine Bekümmernisse sind mir bekannt;

willst du die Lebensrechnungen deiner beiden Söhne sehen? ich antwortete Ja!

Darauf rollte er das große Buch auseinander, und zeigte mir erst die Rechnung meines Sohns Ali; die eine Seite herab standen alle guten Handlungen seines Lebens; ihrer waren viel, aber ihr innerer Gehalt war schwach, die Totalsumme bis dahin, war nach der Größe seines Standes gar nicht beträchtlich. Auf der andern gegenüberstehenden Seite aber, fand ich den ganzen Genuß seines Lebens berechnet. — Ach Gott! wie groß war der, gegen das was er geleistet hatte? — mir brachen die Thränen häufig aus den Augen hervor, und ich bat für meinen armen Sohn Ali. — Der göttliche Jüngling aber tröstete mich und sagte: laß ihn in seines Bruders Fußstapfen treten, so kann er das Versäumte noch einbringen. Jetzt entwickelte er mir auch Hassans Rechnung; da fand ich nun gerade das Gegentheil; groß und vollwichtig war die Summe des Guten, und klein der Betrag des Genusses.

Nachdem ich das gesehen hatte, erwachte ich aus meinem Traum. Nun meine Söhne! folgt dem Rathe Eures sterbenden Vaters: zieht von hinnen! und du Ali sey von nun an Hassans Hirte! thue wie er gethan hat, damit du deine Rechnung ausgleichen mögest!

So redete Alreddin und bald darauf verschied er.

3.

Geschichte eines Mannes, welcher lernte warum er in der Welt war.

Bertram der arme Betteltnabe war nun sechszehn Jahre alt, als er an einem langen Sommertage, gegen Abend, einen hohen Bergrükken herab wandelte, um drunten in einem Dörfchen sein Abendbrod zusammen zu betteln, und dann irgendwo in einer Scheuer sein Nachtlager zu suchen. Er hatte noch nie darüber nachgedacht, ob und wie dem lieben Gott seine Lebensart gefiel? — aber ich weiß auch nicht einmal, ob er auch irgend etwas vom lieben Gott wußte. Die girrende Turteltaube im Walde, die schön untergehende Sonne, und alle Reize der Natur machten bei weitem nicht den Eindruck auf ihn, als wenn ihm eine gutmüthige Bäuerin ein Schüsselchen sauere Milch mit einem Stuck Brod an die Thüre reichte.

Ohne etwas zu denken, oder sich um etwas zu bekümmern, kam er in das Dörfchen, wo ein eisgrauer alter Mann vor der Thüre saß, und sich in seinem schönen Gegenbilde, der untergehenden Sonne wärmte. Bertram kam zu dem Patriarchen, und mechanisch, ohne etwas dabei zu denken, sagte er; Gebt mir doch etwas

um Gotteswillen! Der Alte sahe ihn eine Weile durchdringend an, dann antwortete er: Geh ich geb dir nichts; du bist gesund und stark, du mußt arbeiten, und dein Brod verdienen. Bertram versetzte: Ach lieber alter Vater! gern wollte ich etwas lernen und arbeiten, aber keiner giebt mir etwas zu thun, und keiner lehrt mich etwas.

Der Greis bedachte sich ein wenig, und sagte zu sich selbst: es ist doch auch wahr, was der Junge da sagt; ein jeder wirft ihm vor er soll arbeiten, und er kann nicht arbeiten, auch will ihn keiner nehmen und anführen. Setz dich da Junge, sprach er zu Bertram und rief dann seiner Tochter, welche Frau im Hause war, zu, sie sollte dem armen Knaben ein Butterbrod geben; der Knabe setzte sich und aß es mit Appetit. Während der Zeit dachte der Alte darüber nach, warum doch der liebe Gott so wunderlich mit den Menschen verführe? Dieser gesunde wackere Jüngling habe nichts in der Welt zu thun, er könne wohl entbehrt werden, und sey überflüssig; dagegen viele andere Menschen, die so nöthig wären, stürben von unerzogenen Kindern weg, oder wären kränklich und zu ihrem Beruf unfähig. Der gute Alte hätte fast gestrauchelt wie Asaph, und den lieben Gott gemeistert.

Indessen hatte Bertram sein Butterbrod gegessen, und nun fiel ihm ein, er wolle noch eine halbe Stunde weiter auf ein Dorf gehen, wo er

ein besseres Nachtlager zu finden hoffte als hier. Indem er nun so längs die Straße fortwandelte, kam er bald an einen Wald. Vorn an der Ecke saß neben dem Wege ein armer alter Mann, welcher weinte und betete, Bertram sahe das, es ging ihm ans Herz, er trat zu ihm, und sahe nun, daß der arme alte Mann blind war. Was weint ihr alter Vater? — fragte er. Ach sagte der Alte, ich bin ein armer blinder Mann; ich hatte einen Buben der mich leitete, und der ist mir vorhin entlaufen. Da sitz ich nun und weiß mir nicht zu helfen. Bertram freute sich; er dachte, den Mann willst du führen, dann wirst dir Niemand mehr das Arbeiten vor. Guter Alter! sagte er, ich bin auch ein Bettelknabe, ich will euch führen, und euch nie entlaufen. Der Blinde kniete nieder auf den Rasen, und sagte: Ich danke dir lieber Vater im Himmel, daß du mich erhöret hast. Bertram sahe und hörte das, es wunderte ihn, mit wem der Alte da reden möchte; von seinem Vater wußte er nichts, und seine Mutter hatte er im sechsten Jahre verloren. Er hatte zwar von Gott gehört, auch wohl gesehen, daß die Leute Morgens und Abends vor dem Essen und nach demselben die Hüte oder Müzzen abnahmen, die Hände falteten und viele Worte sagten, er wußte auch daß das Beten hieß, aber so beten, wie da der Blinde, das hatte er nie weder gesehen noch gehört. Er nahm nun den Alten am Rock, ging vor ihm her, und führte

ihn dem Dorfe zu woher er gekommen war, denn da wollte der Blinde hin. So wie sie gingen fragte ihn Bertram, was er da gesagt habe, als er gekniet hätte? Der alte Leonhard erstaunte über diese Frage. Er erkundigte sich nach Bertrams Alter, wo er her wäre und wie er gelebt habe, und hörte nun alles. Jetzt konnte er es begreifen, woher es käme, daß Bertram von Gott und seinem Wort nichts wüßte, er sagte also: Mein Sohn Bertram! Du bist doch bei deiner Armuth recht glücklich, daß du zu mir gekommen bist, denn jetzt will ich dich lehren, wie du auch nach deinem Tod ewig glücklich werden kannst. Bertram freute sich das zu hören, denn er war im Grund ein guter Junge, nur mangelte es ihm an Erziehung. Er kam also mit seinem alten Blinden ins Dorf; der alte Greis saß noch vor seiner Thüre, und sah die beiden daher kommen; der Knabe lächelte ihn an, und sagte: da bin ich wieder. Der Alte aber dachte weiter, er war noch am Grübeln wie es doch käme, daß unser Herr Gott Leute, die zu nichts zu brauchen seyen in der Welt, leben ließe, und dagegen so viele nützliche und nöthige Leute sterben müßten. Jetzt fiel ihm ein: Siehe! da braucht ja unser Herr Gott den armen Jungen dem Blinden zum Leiter, ist das nun nicht Berufs genug? — ists nicht genug, daß er einen Menschen ernährt? — Nun schämte sich der Alte seines schnellen und kurzsichtigen Urtheils und war neugierig zu wissen, wie Bertram zu dem blinden Mann gekommen war;

er rief ihn also zu sich, gab ihm ein Almosen und fragte: wo er den blinden Mann gefunden habe? Bertram erzählte ihm alles, und der Blinde fügte noch hinzu: er sey von seinem Führer verlassen worden, er habe einsam da gesessen, und zu Gott gebetet und geweint, da habe ihn der liebe Gott erhört, und ihm den Knaben Bertram zugeführt. Der alte Paul hörte den Mann so fromm reden, das gefiel ihm, er fing also ein Gespräch mit ihm an, und hieß ihn bei sich sitzen und Bertram auch; sie saßen unter einer Linde auf einer steinernen Bank. Nun erzählt mir, sagte Paul, euere Geschichte; der Knabe da, der euch führt, war vorhin hier und bettelte, und ich hatte so meine Gedanken darüber, warum doch Gott die armen Leute in der Welt leben ließ, da sie so wohl zu entbehren wären, und so viele nützliche und wohlthätige Menschen ließ er sterben, das Ding konnte ich nicht begreifen; darüber geht der Knabe weg, und indem ich noch so nachdachte, siehe, da kommt er, und ist euer Führer geworden, da schlug mir das Herz, und ich dachte: da sieht man doch, daß der Knabe auch einen wichtigen Beruf haben kann; der alte Leonhard lächelte, reichte Paul die Hand, und sprach:

Gott sey gelobt! lieber Freund! daß ich doch einmal einen Mann gefunden habe, der herzlich an Gott denket, und mit dem man ein gutes Wort reden kann; ich glaube auch, daß es Gott

so gefügt habe, daß ich zu Euch kommen mußte, damit ich Euch das, was ich erfahren habe, erzählen könne. Ich habe eben so gedacht wie Ihr, aber ich habe es gelernt, warum ich in der Welt bin. Nun hört mir zu, ich will Euch erzählen wie es mir gegangen ist.

Mein Vater war ein Schreiner auf einem Dorf, der ordentlich sein Brod hatte, auch sonst ein guter Mann war. Meine selige Mutter war ebenfalls eine brave Frau, sie war aber kränklich; ich war ihr erstes und einziges Kind, sie wurde dann drei Jahre bettlägerig, und starb an der Auszehrung; ich war immer um sie, wartete ihr auf, auch ich war schwächlich und voller Flüsse, doch war mir diese Zeit sehr nützlich, denn meine Mutter sprach immer von Christenthum mit mir, und pflanzte mir wahre Gottseligkeit ein, sie starb auch so freudig als wenn sie zur Hochzeit gegangen wäre.

Ich blieb noch immer kränklich, so daß ich fast beständig das Bette hüten mußte. Ein Jahr nachher heirathete mein Vater wieder, und beging da den Fehler, daß er auf Geld und Gut sahe; er bekam auch eine reiche Frau, aber sie wußte es auch, und ließ es ihn täglich bitter fühlen; sie machte ihm das Leben so schwer, daß er es kaum ertragen konnte. Ich aber hatte es noch weit schlimmer. Kaum bekam ich so viel Brod, daß ich den Hunger stillen konnte, und Wasser mußte ich mir selbst holen; oft schickte sie

mir wohl etwas gewärmtes Gemüse, das aber so sauer geworden war, daß ich es nicht essen konnte.

So lag ich nun die liebe lange Zeit auf dem Bette und flehte zu Gott um meine Auflösung, aber Er erhörte mich nicht. Endlich fing ich an wider Gott zu murren, und mich zu beklagen, daß Er mir eine so böse Stiefmutter gegeben habe. Ich konnte nicht begreifen, warum ich in der Welt wäre, da ich nichts darinnen zu thun hätte.

Nun hatte meine selige Mutter einen Bruder, der ein Schuhmacher war, er war viel jünger als sie, hatte auf seinem Handwerk gewandert, und kam nun wieder, als ich schon drei Jahre lang von meiner Stiefmutter geplagt worden war; er war dreißig Jahre alt und wollte sich nun auf sein Handwerk setzen. Dieser besuchte uns, und sahe bald was zu thun war; er kam zu mir und ich mußte ihm alles erzählen. Ich konnte es auch nicht lassen, ich mußte ihm sagen, daß ich mit dem lieben Gott übel zufrieden sey, weil Er mich nicht von der Welt nähme, da ich doch nicht zu brauchen wäre. Mein Oheim aber verstand es besser, er antwortete mir: du versündigst dich sehr Vetter Leonhard! wie kannst du wissen, warum du in der Welt bist und wozu dich unser Herr Gott noch brauchen will? durch deine lange Kränklichkeit wirst du in der Geduld geübt; du lernst da besser Gott dienen, und deiner Stiefmutter dienst du zur Probe; sie versündigt sich an dir, sie wird aber noch zur Erkenntniß kommen,

und sich vielleicht auch noch bekehren. Dein Vater aber muß dies Kreuz haben, weil er nach Reichthum und nicht nach Tugend getrachtet hat; ich will aber dem Dinge ein Ende machen, dich zu mir nehmen und dich verpflegen, und versuchen ob du nicht curirt werden kannst.

Das gefiel mir so wohl, daß ich vor Freude weinte; mein Oheim machte meiner Mutter keine Vorwürfe, er sprach nur mit ihr und meinem Vater wegen meiner, und sie waren beide wohl zufrieden daß er mich zu sich nahm; es währte auch nicht lange, so holte er mich ab.

So bald ich bei ihm war, befand ich mich besser, er hatte eine brave Frau geheirathet; ich wurde ordentlich verpflegt, brauchte Arzneien, und in einem halben Jahr konnte ich anfangen bei meinem Oheim das Schuhmacherhandwerk zu lernen.

Mein Vater ertrug indessen sein Hauskreuz nicht lange, er bekam die Auszehrung und starb. Meine Stiefmutter heirathete wieder, und nun vergalt ihr ihr Mann alles doppelt, was sie an uns verschuldet hatte, er schlug sie täglich; wenn er betrunken nach Hause kam, mußte sie ihm wie ein Hund zu Füßen liegen, dann trat und mißhandelte er sie; auch durfte sie sich nicht satt essen, daß er es gewahr wurde. Jetzt kam sie zu uns; sie klagte uns mit rothgeweinten Augen ihre Noth und wir machten ihr keine Vorwürfe: denn sie fühlte selbst, daß sie sich an meinem Vater und mir versündigt hatte; jetzt war ich ihr größter Trost.

Endlich da ich mein Handwerk recht wohl verstand, verhalf mir mein Oheim auch zu einer braven Frau. Ich heirathete ein Mädchen, das weder Vater noch Mutter, aber ein Haus, ein wenig Güter, und etwas Geld hatte; dabei war sie recht fromm und brav, sie willigte in meinen Wunsch, daß wir meine Stiefmutter zu uns nehmen wollten, ich ging also hin und holte sie ab. Es war aber auch hohe Zeit; denn ihr Mann hatte alles durchgebracht; und sie waren nun blutarm; die arme Frau war durch die vielen Schläge und Stöße so kränklich geworden, daß sie bei uns drei Jahre zu Bette lag, und endlich starb, wir ließen sie ihr Unrecht nicht entgelten, sondern wir pflegten sie so gut wir konnten.

Während dieser Zeit fühlte ich wieder, wozu ich in der Welt war, nämlich denen wohl zu thun, die mir übels gethan hatten. Das hätte ich aber nicht gekonnt, wenn ich in meiner Jugend nicht selbst gedrückt worden wäre.

Nach dem Tode meiner Stiefmutter lebten wir ruhig; es ging uns recht wohl, wir hatten fünf Kinder, und wir glaubten es würde nun immer so fort gehen. Mein ältester Sohn lernte auch mein Handwerk, und ich sahe gerne, daß er auf die Wanderschaft ging; er reiste auch fort, schrieb mir die ersten Jahre einige Mal; aber ich habe leider! in achtzehn Jahren nichts mehr von ihm gehört noch gesehen; er soll auf die See gegangen seyn.

Die mittelsten drei Kinder starben innerhalb einem Jahr an der rothen Ruhr. Dann wurde meine Frau auch kränklich, ich mußte alles, was ich hatte, an die Aerzte wenden, und meine Sachen gingen allmälig hinter sich; ich konnte nicht viel arbeiten, denn ich mußte meiner kranken Frau aufwarten, und so wurde ich bald auch arm.

Wie ernstlich ich während der Krankheit meiner guten Frau gebetet habe, der liebe Gott möchte mir sie doch am Leben lassen, das könnt Ihr nicht glauben, aber er erhörte mich nicht. Genug meine Frau starb, und hinterließ mir ein Kind, von anderthalb Jahren.

Nun fing ich wieder an zu arbeiten; aber nun spürte ich daß meine Augen immer dunkler wurden, ich fragte einen geschickten Wundarzt um Rath, und dieser sagte mir ich hätte den grauen Staar. Ich erschrak als wenn mich jemand vor den Kopf geschlagen hätte, aber was half's, binnen einem halben Jahre war ich ganz blind. Mein Haabe, Haus und Gut wurde nun völlig verzehrt, und nun freute ich mich, daß meine Frau todt war, und nicht mit mir zu betteln brauchte; mein Kind wurde ins Hospital gebracht, und darinnen erzogen, dies Mädchen ist recht brav, sie dient jetzt bei ehrlichen Leuten, und hat gut haushalten gelernt.

Wie hart mich das Betteln ankam, könnt Ihr leicht denken, allein ich mußte. Ich betete wieder, unser Herr Gott möchte mich doch aus der

Welt nehmen, denn ich wäre da nichts mehr nütze, aber Er erhörte mich nicht, und ich lernte auch da einsehen, warum.

Anfänglich konnte ich noch so viel sehen, daß ich allein gehen konnte; allein endlich konnte ich auch das nicht mehr.

Nun wünschte ich einen armen Knaben zu haben, der mich führte, und da ging es mir ganz sonderbar.

Lange konnte ich keinen solchen Knaben finden, endlich hörte ich von einem Diebe, der gehangen werden sollte, welcher ein Paar Knaben hätte, die bettelten. Nun fiel mir ein: solche Kinder seyen in der Welt verlassen, und würden gescheuet und verachtet; ich wollte also die Kinder annehmen, sie mit mir herum führen und in allem Guten unterrichten. Ich ging zu einem gewissen braven Mann, von dem ich wußte, daß er mir helfen würde, und sagte ihm mein Vorhaben. Der gute Mann lobte mich, er gab sich Mühe die Kinder aufzusuchen, fand sie, und brachte mir beide.

Als ich die Knaben hatte, ließ ich sie nicht von mir, einen Tag mußte mich der Johann, den andern der Jakob führen. Ich unterrichtete sie in allem Guten, und damit ich's kurz mache, erzog wackere Bursche aus ihnen. Ich hatte sie vier Jahre bei mir, da vermiethete ich den Einen zum Hirten in ein Dorf; er führte sich gut auf, kam nachher als Knecht zu einem Bauer heirathete endlich, und ist nun ein rechtschaffener

Mann, der sich redlich nährt. Der Andere blieb noch ein Jahr bei mir, dann vermiethete ich ihn auch bei einem Bauer, und auch er führt sich brav und gut auf. Nun fiel es mir endlich bei, daß ich sehr Unrecht gehabt hätte mich für unnütz in der Welt zu halten: ich hätte vielleicht nicht so viele verlorne Kinder zu braven Leuten gemacht, wenn ich nicht blind geworden wäre.

Dann suchte ich mir wieder einen Buben der mich führte, und diesen fand ich so: als ich den Jakob vermiethet hatte, blieb er noch so lange bei mir, bis ich wieder Jemand hatte; wir kamen nämlich vor ein kleines Häuschen, die Frau darinnen weinte, und sagte, sie könne mir nichts geben, ich fragte: warum nicht? Ach Gott, antwortete sie: ich bin eine arme Wittwe, mein Mann ist gestern begraben worden; und ich sitze nun da mit fünf unerzogenen Kindern und habe kein Brod für sie. Wie alt sind die Kinder? fragte ich, der älteste ist sechzehn Jahre alt, zwei Mädchen sind vierzehn und zwölf, ein Knabe zehen, und noch einer acht Jahre alt. Ich fragte: Wollt Ihr mir wohl die beiden kleinsten Knaben überlassen? ich will sie erziehen. Da sey Gott für! versetzte die Frau, daß meine Kinder betteln sollten. Ich mußte der Frauen bei ihrem und meinem Elend noch lachen. Ich stellte ihr endlich die Sache recht vor, wie ich schon zwei Knaben glücklich gemacht hätte, und wie ihre Kinder ohnehin würden betteln müssen, und so ließ sie sich

überreden. Ich nahm die Kinder zu mir, auch sie dienen jetzt bei frommen Leuten und führen sich ehrbar und christlich auf.

Hierauf bekam ich den letzten Buben, der wollte aber nicht gut thun: ich hatte ihn auf der Straße gefunden, und es war kein gutes Haar an ihm. Wenn nun mein Bertram da fromm und treu seyn will, so kann auch er brav und glücklich werden. — Bertram hatte diese Erzählung recht aufmerksam angehört, er weinte auch bisweilen dazwischen, und fragte den alten blinden Leonhard: ob er ihn wohl dürfte Vater nennen? Ja, antwortete Leonhard, das darfst du; ich will dein Vater seyn und bleiben.

Der alte Paul hatte ebenfalls mit Verwunderung zugehört; nun fing er an: Hört guter alter Leonhard! Wo seyd Ihr her? — er antwortete, von Diesburg, sechs Stunden von hier. — Wo haltet Ihr Euch denn des Winters auf? — Der liebe Gott bescheert mir immer ein Plätzchen, bald hier bald da; sonst gehts mir wie unserm Heiland, ich habe keinen eignen Ort, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.

Der alte Paul ging ins Haus, und sprach mit seiner Tochter und Eidam, diese ließen sich bereden, man gab dem blinden Leonhard mit seinem Knaben eine Kammer, und ein Bette, worin sie beide schlafen konnten. Leonhard schaute mit Augen voll Thränen gen Himmel, dankte Gott und dem guten Paul, und bezog nun seine neue Wohnung.

Nicht lange hatte Leonhard bei Paul und seinen Kindern gewohnt, als ihn diese gar nicht mehr entbehren konnten. Denn sein Umgang war ausnehmend gefällig und erbaulich; auch konnte er noch manches thun, womit er den guten Leuten zu Hülfe kam. Auch Bertram leistete, wenn er seinen Blinden nicht zu führen brauchte, gute Dienste.

Dies mochte etwa ein Jahr gewährt haben, als auf einmal in allen Kirchen der Gegend abgelesen wurde: wer da wüßte, wo sich der blinde Schuhmacher **Leonhard** aufhielte, der sollte es zu Diesburg bei dem Amtmann melden. Der alte Paul war gerade in der Kirche, er wunderte sich, was das wohl bedeuten möchte? ihm war heimlich bange, der alte Blinde möchte irgendwo ein Verbrechen begangen haben. Zu Hause erzählte er es Leonhard, dieser erstaunte auch, aber er blieb ruhig und bat Pauls Eidam, doch nach Diesburg zu gehen und sich zu erkundigen, warum man ihn aufsuche, da er selbst jetzt nicht so weit gehen könnte; doch dazu kams nicht; denn nach dem Mittagsessen, als sie Alle in der Stube beisammen saßen, und Paul eben im Begriff war eine Predigt aus der Hauspostille vorzulesen, kam ein vornehmer Herr vor die Hausthüre geritten; er stieg schleunig ab, und kam in die Stube. Er schaute den alten Leonhard starr an, ging auf ihn zu. Doch bedachte er sich wieder, und setzte

sich hin. Paul und seine Leute verwunderten sich sehr. Der alte Leonhard hatte von der Ankunft des vornehmen Herrn gehört, er hielt sich aber still und sagte kein Wort. Nun fing der Fremde an: Seyd Ihr der Schuhmacher Leonhard der in Diesburg gewohnt hat? Ja! antwortete der Blinde. — Habt Ihr nicht einen Sohn gehabt, der vor zwanzig Jahren in die Fremde gegangen ist? Leonhard versetzte: Leider ja! allein ich habe in achtzehn Jahren nichts mehr von ihm gehört. Dem Fremden liefen die Thränen die Wangen herab; er fragte ferner: Wie habt ihr denn die Zeit her gelebt? guter alter Vater! Leonhard erwiederte: ich habe mein Brod leider! vor den Thüren suchen müssen, und doch hat mich der liebe Gott gnädig erhalten, so daß ich nicht klagen kann. Der Fremde weinte noch mehr und fuhr fort: ich habe wohl gehört, daß Ihr ein frommer braver Mann seyd; allein jetzt hat auch all euer Elend ein Ende, denn Euer Sohn hat sich wieder gefunden, er ist ein sehr reicher Mann, ich soll euch von ihm grüßen. Leonhard wurde ganz bestürzt und blaß vor Freude; er stand auf als ob er fort wollte, tappte mit den Händen, wußte aber nicht wohin. Der fremde Herr konnte sich nicht mehr halten, er lief auf den Alten zu, fiel ihm um den Hals, rief, weinte laut, und sagte: Ich bin Euer verlorner Sohn, liebster Vater! Ich bin Euer verlorner Jakob!

Der Alte klammerte sich an seinen Jakob an, weinte schluchzend und dankte Gott. Auch der alte Paul und seine Leute weinten, Bertram aber lachte.

Nachdem dieser rührende Willkomm ein Ende hatte, fing der Alte an nach tausend Sachen zu fragen: Jakob aber erzählte ihm wie er durch Seelenverkäufer vor achtzehn Jahren sey weggenommen und auf die See verkauft worden, was er da alles ausgestanden, wie er endlich in Ostindien glücklich geworden sey, und eine Frau mit fünfzig tausend Gulden Vermögen geheirathet habe, und nun mit ihr in Amsterdam wohne, und jetzt hierher gereist sey, um seinen Vater und Freunde aufzusuchen, und sie auch glücklich zu machen.

Darauf nahm der Sohn den Vater mit, und ließ ihn auf einem Wagen nach Diesburg fahren. Bertram weinte bittere Thränen; als aber Jakob hörte, daß er ein braver treuer Knabe sey, der seinem Vater treu gedient habe, so nahm er ihn auch mit, und versprach ihm, wenn er sich gut aufführen würde, so wollte er ihn auch glücklich machen.

Als der alte Leonhard aus Pauls Hause wegging, weinten sie Alle. Paul drückte Leonhard die Hand und sagte: in der Ewigkeit sehen wir uns wieder! ja, antwortete Leonhard, wer christlich gelebt hat, der kann sich darauf freuen; aber jetzt möchte ich wissen, wozu mich

der

der liebe Gott ferner brauchen wird. Paul fuhr fort: darum bekümmert Euch nun nicht mehr; habt Ihr als ein blinder Bettler so viel Gutes gestiftet, wie viel mehr werdet Ihr es können, wenn Euch unser Herr Gott glücklich macht. Jakob versprach ihm Gelegenheit genug zu geben, Gutes zu wirken; er und sein Vater reisten nun ab und nahmen Bertram mit. Jakob kaufte in Diesburg ein Haus mit einem Garten, und spendete es seinem Vater. Dann versprach er ihm jährlich eine Summe Geldes zn schicken, mit der er zum Besten der Menschen schalten und walten könnte, Bertram aber mußte fleißig in die Schule gehen, damit er etwas lernen, und man ihn mit der Zeit brauchen könne; dann nahm Leonhard seine Tochter zu sich, die seine Haushaltung besorgte.

Jetzt drückte aber den guten Alten seine Blindheit doppelt, er hätte doch auch seinen Sohn gern gesehen. Dafür aber hatte dieser auch schon gesorgt; denn da er den grauen Staar hatte, so wurde ein geschickter Mann verschrieben, der ihn glücklich operirte. Jetzt war der alte Leonhard vollkommen glücklich. Sein Sohn reiste nach Holland zurück und schickte jährlich die versprochene Summe, wofür Leonhard Baumwolle kaufte und eine große Spinnerei anlegte, wodurch er der Wohlthäter der ganzen Gegend wurde.

Nun wurde aber auch der alte Paul mit seiner Familie nicht vergessen. Er hatte nur ein

kleines Gütchen, dies mußte er verkaufen; dann kaufte ihm Leonhard nahe bei Diesburg ein größeres; wohin der fromme Alte mit seinen Kindern zog. Die beiden Patriarchen besuchten sich oft, und lobten Gott für seine heiligen Führungen. Paul starb zuerst, Leonhard betrauerte ihn brüderlich. — Mit der Zeit wurde Bertram sein Gehülfe und nach seinem Tode Erbe des Hauses und der Spinnerei, mit welcher er nun auch die Weberei verband und als ein frommer wohlthätiger Mann lebte und starb.

4.

Der Nachtwächter und seine Tochter.

Konstantine, laß' uns hier ein wenig sitzen, ich habe Blasen an den Füßen, und kann nicht weiter fortkommen, sagte der alte Burkhard, und setzte sich dahin an den Weg auf den Rasen. Konstantine setzte sich neben ihn und weinte. — Weine nicht Tinchen, fuhr der Alte fort, und seine Stimme zitterte; weine nicht, Konstantine, sondern sey beständig! Sieh, mein Kind, wie sich der Himmel von Westen her aufheitert: das Gewitter ist vorüber. — Hast du wohl je besser geruht, als in der Hütte des Kohlbrenners, auf dem Mooslager neben deinem Vater? Du wirst dereinst noch besser ruhen, wenn auch das andere große Gewitter vorüber ist, dessen Donner jetzt um uns her brüllt.

„Vater, lieber Vater! ich weine nicht um mich. Sehen Sie —"

Erinnere dich doch, daß wir das Wörtchen Sie — gar nicht brauchen dürfen, eben so wenig als unsre wahre Namen.

„Gut. Seht dann, liebster Vater, meine Füße bluten; Schuh und Strümpfe sind zerrissen; allein ich dulde das gern. Daß Ihr aber im hohen Alter noch mit mir bettelt, daß Ihr

dies hauptsächlich um meinetwillen thut, das bricht mir das Herz."

Tinchen! sieh' dort gegen Westen in die Ferne; welches schöne Blau am hohen Himmel! — Weißt du, weswegen man die kleinen, sanften blauen Blümchen Vergißmeinnicht nennt? Weißt du das?

„Ei, lieber Vater, weil sie die Farbe des Himmels haben!"

Siehst du; die Leibfarbe des Himmels ist: Vergißmeinnicht — und die Livree der Natur ist: Er wird mein nicht vergessen! Grün ist die Farbe der Hoffnung.

„Schön, lieber Vater. Es fällt mir dabei ein, was meine gute, selige Mutter sagte. Sanfte, reine, heilige Liebe vom Himmel herab, sprach sie; und sehnsuchtsvolle, kämpfende Liebe von der Erde hinauf — diese beiden balsamiren die Luft zum frohen Athmen."

Sie hatte Recht, die Verklärte; aber auch zum Wachsen und Zunehmen. Und da, meine Tochter, bedarf's auch oft Blitz, Donner und Sturm, damit die Luft gereinigt werde. — Sieh, da tritt die Sonne hinter den Wolken hervor in den blauen Aether; lächelt und strahlt uns an; und dort auf dem hohen Buchenwalde glüht der siebenfarbige Bogen. Geht der uns auch wohl etwas an?

„Ich meine, daß er uns etwas angehe. Sind wir doch auch Noahs Kinder. Wir haben ihm,

wie ich hoffe, in unsrer letzten Sündfluth keine Schande gemacht.“

Nein, Konstantine, das haben wir nicht. Allein es ist Zeit weiter zu pilgern. Hast du nicht ein Stückchen Brod im Sack, an dem ich für Zeitvertreib kauen kann?

„Das Gott erbarm!“ seufzte das holde Mädchen, und heiße Thränen entstürzten ihren großen blauen Augen. Sie suchte und fand, und gab's ihrem Vater; dann ging sie schweigend voraus; krumm und mühsam stieg der Greis hintennach und kaute.

Plötzlich trabte ihnen ein schöner, junger Mann, auf einem prächtigen, isabellfarbenen Rosse entgegen. Konstantine sah ihn schon in beträchtlicher Entfernung, und schlüpfte in das Gebüsch. Sie winkte ihrem Vater, dieser bemerkte es nicht und ging ruhig fort. Sein Gesicht war kurz; er sah den Reiter nicht eher, bis er ihm nahe war. Jetzt erkannte er ihn, erschrack und seufzte: „Gott halt ihm die Augen, damit sie meine Verkleidung nicht durchschauen.“ Der Reiter schien auf den armseligen Wanderer gar nicht zu achten; er ritt hastig vorbei. Konstantine schlich wieder hervor, ergriff ihren Vater am Arm und zog ihn seitwärts auf einen Fußpfad.

Die Nacht rückte heran, und die Müden wußten kein Obdach. Ein Kirchthurm ragte links in einem Nebenthälchen hinter einem Hügel über die grünen Bäume hervor. Konstantine sah ihn

und sagte: „Lieber Vater, dort linker Hand ist ein Kirchdorf. Der Thurm glänzt in der Abendsonne, und zeigt in den blauen Himmel, von wannen uns Hülfe kommen soll. Laßt uns auf den Thurm zugehen.

Wenn wir nur schon da wären! entgegnete der Alte. Seine Tochter half ihm fort auf dem etwas steilen Fußpfade. Endlich kamen sie an das Dorf. Schon auf dem Wege hatten sie gehört, daß für jetzt in diesem Bezirke kein französisches Militär liege; die Truppen hätten sich alle näher an den Rhein gezogen. Dies machte ihnen viele Freude! mit neuem Muthe traten sie in das Dorf. Groß, schön und reinlich standen die Häuser da. Die Männer saßen vor den Thüren, und ruhten nach überstandener Tageslast und Hitze; Knaben und Mädchen spielten vor ihnen herum; und die Weiber fütterten, und molken ihr Vieh.

„Nun Tinchen! fing der Alte an: Wer in dem Schutz des Höchsten ist. Ich weiß es, hier giebt es Ohren fürs Singen." Konstantine trat vor das erste, beste Haus, und sang mit einer unbeschreiblich reinen und melodischen Stimme; Vater Burkhard begleitete sie mit einem kräftigen Baß. Ein so schöner Gesang war hier noch nie gehört worden. Alles strömte herzu, und bei dem dritten oder vierten Hause waren schon alle Einwohner des Dorfs versammelt. Allmälig nahte sich auch ein sechzigjähriger Mann; häusliche Leiden und Amts-

sorgen hatten sein lockiges Haar silberweiß gebleicht, und die lange Ausübung der Religion, welche er lehrte, hatten des Erlösers Physionomie in sein Antlitz eingeprägt; Liebe und Wahrheit sprachen aus allen seinen Zügen. Er war, eben so wie Burkhard, ein Mann von altem Schrot und Korn; Einfalt der Sitten und Wärme für die Religion waren die Hauptbestandtheile ihres beiderseitigen Charakters. Darum flossen ihre Seelen auch so schnell in einander. Der biedere Pfarrer horchte mit wahrer Andacht dem Gesange; seine Augen wurden feucht, und Thränen träufelten von seiner grauen Wimper. So geht es gefühlvollen Seelen oft, wenn sie gewahr werden, daß ein höherer Geist die Töne belebt.

Man gab den Sängern reichlich, und jeder stürmte in sie mit der Frage: Wer seyd ihr? wo seyd ihr her? — „Ich bin von Unglückshausen in der Grafschaft Frechenburg," sagte Burkhard ernst und männlich. — Wie sagt er? fragte einer den andern. Unglückshausen? davon haben wir nie etwas gehört. Der Pfarrer unterbrach sie, indem er mit liebevoller, freundlicher Miene sagte: „Unglückshausen ist wohl ein großer Ort, und stark bewohnt?" Sogleich faßte er den alten Burkhard bei der Hand und führte ihn nebst seiner Tochter weg in sein Haus. — Gern sahen das die Bauern nicht, aber sie ehrten alles, was ihr Pfarrer that. Viele schlichen hinterdrein, und der Schulz mit ein Paar

der Meistbeerbten überlegten, ob man den alten Mann nicht zum Nachtwächter machen könne? Die Sache wurde ernst, und man beschloß also-fort ihn zu fragen, ob er jenen Dienst zu Busendorf wohl übernehmen wolle? — Eigentlich war seine schöne Stimme die Ursache dieser Wahl; denn ob Burkhard würde wachen können? ob er Muth hätte? ob er stark genug wäre, im Nothfall einen Dieb festzuhalten? Dies alles kam dabei nicht in Anschlag. Genug, er sang schön.

Der Schulz ging also mit noch zwei Männern in das Pfarrhaus, wo sie zuerst dem Pfarrer sagten, was sie vorhätten; und als er damit zufrieden zu seyn schien, so machte der Schulz den Antrag, und sagte: „Hört einmal, Altvater! unser Nachtwächter ist vor einigen Tagen gestorben; wollt ihr wohl die Stelle übernehmen?“ Mit unbeschreiblicher Empfindung, die den tiefsten Jammer verrieth, und mit gen Himmel gerichtetem Blicke antwortete Burkhard: Göttlicher Dulder! ja, ich kann eine Stunde mit Dir wachen!

Mit offenem Munde starrte ihn der Schulz an: „Wie soll ich das verstehen?“ Freundlich versetzte der Alte: daß ich euer Nachtwächter werden, und dies Amt nach meinen besten Kräften verwalten will. „Nun das freut mich, fuhr der Schulz fort; sogleich soll Spieß und Horn hergebracht werden. Ihr eßt bei den Bauern im Dorfe herum; morgen fangt ihr bei mir an. Diese Nacht

könnt ihr schlafen, und am nächsten Abend euer Amt beginnen. Beim Hirten habt ihr ein Stübchen zur Wohnung. Das Mädchen da kann euch aufwarten, und nebenbei etwas mit Nähen und Stricken verdienen, denn zu schwerer Arbeit scheint es nicht gemacht zu seyn. Ich hab' zwar die Gemeinde noch nicht gefragt; aber wenn ich und der Herr Pfarrer etwas wollen, so geschieht's." Er ergriff hierbei dem würdigen Manne die Hand, schüttelte sie, und sagte lächelnd: nicht wahr? Der Pfarrer antwortete: Gott Lob! daß uns die Gemeinde traut, und trauen kann.

Der Pfarrer wünschte nichts mehr, als daß der Schulz und die beiden Bauern sich entfernen möchten. Der Bettler und seine Tochter waren ihm ein Räthsel, bei dessen Entwickelung ihm etwas Außerordentliches, ja Großes ahndete. Kaum waren also die Bauern fortgegangen, so reichte er dem Vater die eine, und der Tochter die andre Hand, und sagte: „Seyd mir willkommen! diese Nacht sollt ihr bei mir bleiben! Gastfrei zu seyn, sagt die Bibel, vergesset nicht: denn durch dasselbe haben etliche, ohne ihr Wissen, Engel beherbergt.

Lieber Herr Pfarrer, sagte Burkhard, das sind wir nun zwar nicht, aber christliche Leidende; und auch auf die liebreiche Aufnahme dieser hat unser Herr und Meister einen großen Lohn gesetzt. Ich glaub' es gilt von Ihnen, was zu jenem Bischof von Smyrna gesagt wurde: Ich weiß deine Werke und deine Trübsale und deine Armuth;

du aber bist reich. Ihr Kapital in der himmlischen Bank ist wohl nicht klein.

Den redlichen Pfarrer ergriff dies wunderbar; er konnte sich nicht enthalten, den Greis zu umarmen und zu küssen. „Wahrlich, ja, sagte er, ich beherberge Engel."

Konstantine (sanftlächelnd): die beherbergen Sie auch; denn wir haben bis jetzt ihre schützende Obhut erfahren.

Jetzt konnte der Pfarrer nicht länger an sich halten; er war überzeugt, daß diese Menschen etwas ganz anderes waren, als sie unter ihrer schlechten Hülle schienen. „Darf ich um Euer Geheimniß wissen?" Burkhards Miene wurde ernst. Darf ich einmal mein Stillschweigen brechen, entgegnete er, so sollen Sie der Erste seyn, gegen den ich dies thue. — Dabei blieb es für diesen Abend. Man setzte sich zu Tische, und verzehrte eine einfache, aber schmackhafte Mahlzeit.

Die brave Gattin des Pfarrers, welche schon lange an der Gicht darnieder lag, beschenkte Konstantinen mit Wäsche und Kleidern; der Pfarrer that eben das an ihrem Vater. Der gute Seelsorger hatte genug, aber auch nichts übrig. Was er entbehren konnte, das legte er alles in der himmlischen Bank an.

Burkhard trat also abgeredeter Maßen am folgenden Tage sein Amt an. Konstantine nähte und strickte im ärmlichen Nachtwächterstübchen; und des Abends, wenn der Vater seinen

ersten Umgang hielt, dann begleitete ihn seine Tochter, und beide sangen durch das Dorf ein schönes geistliches Lied. Den friedlichen Dorfbewohnern gefiel dies dermaßen, daß sie aus Erkenntlichkeit den guten Nachtwächtersleuten so viel zutrugen, als sie nur immer zur Nothdurft und Bequemlichkeit bedurften. Vater Burkhard wurde von allen geehrt, und Konstantine mit voller Zärtlichkeit geliebt. Eine unbeschreibliche Heiterkeit und Sanftmuth war über ihr ganzes Wesen ausgegossen; ihre stille Frömmigkeit gab dem ohnehin schönen Gesicht einen überirdischen Reiz; die reinliche, ungekünstelte, ländliche Kleidung machte ihren vortheilhaften Wuchs doppelt bemerkbar. Man glaubte eine Schäferin der Unschuldswelt zu erblicken. Das gute Mädchen fand außerordentlichen Geschmack am Umgange mit der leidenden Frau Pfarrerin; und diese faßte eine so warme Zuneigung zu Konstantinen, daß sie fast immer um und bei ihr seyn mußte. Demohngeachtet versäumte sie aber doch des Abends den Umgang durch das Dorf nie; denn es lag ihr viel daran, die Bauern bei gutem Willen zu erhalten.

Dies währte ein Vierteljahr, bis in den September, ruhig fort. Burkhard und seine Tochter lebten zufrieden, und harrten in der Stille dem Umschwung ihres Schicksals entgegen. Als sie aber einmal, in der Mitte des genannten Monats, bald nach zehn Uhr des Abends ihren ersten

Gang durch das Dorf machten, bemerkte Konstantine, daß ihnen ein Mann von ferne nachschlich, und dem Singen zuhörte. Er hatte sich in einen weißen Mantel gehüllt, und den runden Hut tief in die Augen gedrückt. Wenn sie standen und sangen, dann stand er auch; gingen sie aber weiter, so folgte er ohne alles Geräusch. Konstantine sagte ihrem Vater nichts davon, um ihn nicht zu beunruhigen; ihr war nicht recht wohl bei der Sache, doch dachte sie, es könne vielleicht ein Reisender seyn, der diese Nacht im Dorf herberge, und dem ihr Singen gefalle. Als endlich der Umgang beendigt war, und sie nach ihrer Wohnung zurückkehren wollten, kam der Fremde hastig auf sie zu, und blieb dicht vor ihnen stehen. Burkhard erschrack, faßte sich aber bald, und hielt dem Fremden die Leuchte vors Gesicht; Thränen perlten auf demselben; Burkhard gewahrte sie, und sprach: „Sie weinen?" „Nun auch die Thränen sind Aussaat zur Freudenärndte." Konstantine sah dem Fremden in sein großes schönes Auge; und unwillkührlich drängten sich Thränen hinauf in das ihrige. Sie suchte dieselben zwar mit ihren zarten Fingern zu zerdrücken; allein der Fremde bemerkte sie, schlug seinen Mantel auseinander, und ergriff zugleich die Hand des Vaters und der Tochter. „Guter Vater, sprach er mit weicher Stimme zum alten Burkhard, seyd ihr schon lange hier Nachtwächter gewesen?" Burkhard antwortete:

Mein Herr, es giebt Dinge, die auch nicht den leisesten Ton erlauben. Ich traue ihren Thränen, sonst sagte ich auch das nicht. Haben Sie Zeit, so besuchen Sie doch morgen unsern Herrn Pfarrer. — Noch einmal sah der Fremde beiden ins Gesicht, drückte ihnen die Hand, und ging fort.

Die Nacht verbrachte er fast schlaflos, so früh als es mit Anstand geschehen konnte, wanderte er zum biedern Pfarrer. Dieser nahm ihn, nach seiner Gewohnheit, mit freundlicher Würde auf; und bat ihn sich niederzulassen.

Der Fremde. Herr Pfarrer, ich bin ein Reisender, der sich gestern hierher verirrte; nun hörte ich des Abends über Tisch im Wirthshause, wo einige Bauern saßen, so viel Gutes und Sonderbares von dem hiesigen Nachtwächter und seiner Tochter, daß ich neugierig ward, die Leute selbst kennen zu lernen. Man sagte mir, ich müßte sie singen hören; das ist geschehen. — Aber, Herr Pfarrer — ich habe sie singen gesehen, nicht blos gehört. Ich habe sie singen gesehen! das will mehr sagen. Dieser Nachtwächter und seine Tochter sind mir äußerst merkwürdig; ich fühle mich auf eine, mir selbst unerklärliche Weise zu ihnen hingezogen. Wissen Sie nicht etwas Näheres von diesen Leuten?

Der Pfarrer. Ich weiß wenig von ihnen, aber doch genug um versichern zu können, daß der Vater einer der edelsten Männer, und die Tochter ein Engel in Menschengestalt sey. Sie sind erst

vor einem Vierteljahr hier angekommen, und man hat bis jetzt noch nicht das Mindeste von ihren vorigen Verhältnissen erfahren können. Ich vermuthe aber, daß es vornehme Leute sind, welche durch den Krieg und die gewaltsame Revolution unseres Rheinufers unglücklich und des Ihrigen beraubt worden sind. Besondere Gründe müssen sie bestimmen, dies alles äußerst geheim zu halten. Daß sie aber vornehmen Standes sind, dies sah ich vorzüglich an der außerordentlichen Bildung der Tochter. Ein so vollendetes Meisterstück der Schöpfung und der Erziehung habe ich noch nie gefunden. Die lauterste, erhabenste Frömmigkeit vermehrt ihre Reize. Sie ist täglich bei meiner Frau und pflegt ihrer mit kindlicher, zärtlicher Sorgfalt. Ich habe alsdann Gelegenheit, sie zu beobachten; mit jeder Stunde wird bei mir der Wunsch lebhafter, sie auf immer meiner Familie einverleiben zu können. Hätt' ich einen Sohn, und er wäre ihrer werth — o wie gern nennte ich sie Tochter!

Der Fremde. Sie haben also keinen Sohn, lieber Herr Pfarrer.

Der Pfarrer. Gott! — Ich hatte einen so braven hoffnungsvollen Sohn — —

Der Fr. Nun? was wurde aus ihm?

Der Pf. Ach! ich schickte ihn in seinem achtzehnten Jahre nach Halle auf die Universität. In den Ferien reiste er mit einem guten Freunde nach

Hamburg — und seitdem — Verzeihen Sie, lieber Herr, weiter kann ich nie erzählen.

Der Fr. Und von der Zeit an haben Sie weiter nichts mehr von ihm gehört?

Der Pf. Nein! er soll unter die Seelenverkäufer — Schonen Sie meiner!

Der Fr. Wie heißen Sie, lieber Herr Pfarrer?

Der Pf. Kühlenborn.

Der Fr. Waren Sie hier immer Pfarrer?

Der Pf. Nein, ich stand damals zu Heiligenkirchen.

Sehr bewegt erhob sich der Fremde, und der Pfarrer auch. Männlich und stark, aber bebend sprach der Erste: „Herr Pfarrer — Sie sollen Ihren Sohn wiedersehen." Der ehrwürdige Mann fuhr zurück, faßte sich aber bald, und versetzte: O ja, das werde ich — jenseits dem Grabe.

Der Fr. Wären Sie aber auch stark genug, seinen Anblick noch hier zu ertragen?

Der Pf. Wie wird mir? — dunkle Erinnerungen solcher Züge im Angesicht! O du großes Erwachen an jenem Tage — und dieser Augenblick! Bernhard! Bernhard! ja du bist's.

Bernhard hing sprachlos an seinem Halse; er wars! Zwei unaussprechliche, unbeschreibliche Stunden flohen vorüber. Die Mutter verjüngte sich, und das ganze Dorf jauchzte, und sammelte sich um den verloren gewesenen Sohn. Konstantine war Zeugin der Erkennungsscene gewe-

sen; ihr Vater hatte es nur vom Hörensagen. Er kam also auch, drängte sich durch die Dorfbewohner in das Haus, ergriff den Fremden bei der Hand, und sagte: „Das war ein Nachtwächters Gesang! nicht wahr?“ Der Fremde fiel ihm um den Hals, und antwortete: Es war ein Gesang der Weissagung froher Tage. — „Für mich nun wohl nicht, entgegnete Burkhard; in diesem Leben sollen wohl keine Freuden mehr auf mich warten. Mein froher Tag dämmert jenseits.“

Der Haufe verlor sich, und der Pfarrer war, wonach er sich gesehnt hatte, mit seinem Sohn wieder allein.

Der Pf. Lieber Bernhard, ich ertrage kaum die Wonne des Wiedersehns; aber laß mich deine Geschichte hören.

Der Sohn. Zur ruhigen und vollständigen Erzählung derselben ist's jetzt nicht Zeit; aber die Hauptsachen sollen Sie erfahren. Ich gerieth in Hamburg ohne mein Verschulden, blos aus Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, mit meinem Freunde in die Gesellschaft einiger, dem äußern Anschein nach sehr biederer und bemittelter Leute. Diese luden uns zu mehreren Lustpartheieen ein, und lockten uns endlich auf ein nach Holland segelfertig liegendes Schiff. Plötzlich lichtete dies die Anker; wir sahen, daß wir betrogen waren; alles unser Bitten, all unsere Thränen waren vergeblich. Wir wurden nach Amsterdam gebracht,

und da Holland eben in den amerikanischen Krieg verwickelt worden, sogleich auf ein bewaffnetes Fahrzeug abgegeben. Mein Freund wurde nach wenigen Tagen von mir getrennt, und auf einen Ostindienfahrer versetzt. Er starb, wie ich späterhin erfuhr, auf dem Hoffnungskap im Lazareth. Ich kam mit meinem Schiff nach Surinam. Hier wurde ich einem rechtschaffenen deutschen Pflanzer bekannt, welcher mich für eine beträchtliche Summe vom Matrosendienste befreite, und zu allerlei Geschäften in seinem Hause gebrauchte. Da ich mich aber immer nach der Heimath sehnte, so gab er mir endlich die Erlaubniß abzureisen. Um die Unkosten der Ueberfahrt zu bestreiten, trat ich bei einem Schiffskapitain in Dienst, der nach Europa segeln wollte. Zum Unglück wurde unser Schiff von einer englischen Fregatte weggenommen, und ich samt der übrigen Equipage nach Irrland in enge Gefangenschaft gebracht. Dieser Zustand war mir unerträglich. Ich entschloß mich deßwegen, auf einem englischen Ostindienfahrer Dienste zu nehmen; meine Kenntnisse verschafften mir eine kleine Bedienung; ich machte die Reise nach Bengalen mit vielem Vergnügen. Nach zwei Jahren kehrte ich zurück. Nun wurde ich in London einem vortrefflichen deutschen Prinzen bekannt; dieser fand Geschmack an mir, und machte mich fürs erste zu seinem Kammerdiener. Durch meine Treue und wenigen Kenntnisse erwarb ich mir bald seine innig=

ste Freundschaft; ich wurde geheimer Sekretair, und machte in dieser Eigenschaft mit ihm eine Reise durch die nordischen Reiche. Gleich darauf starb der Vater des Prinzen; er kam zur Regierung, und ich wurde geheimer Rath. Wohl hätte ich in jenen Zeiten an meine Eltern schreiben können; allein der Gedanke, sie persönlich zu überraschen, war mir viel zu lieb, zu angenehm. Gern hätt' ich ihn früher ausgeführt; aber der leidige Krieg, und zuletzt die Stellung der französischen Heere machten dies unmöglich. Endlich nahm ich auf einige Wochen Urlaub, versah mich mit preußischen Pässen, und ging über den Rhein, um meine Eltern zu besuchen, wenn sie noch lebten; oder, wenn sie entschlafen wären, Thränen der Dankbarkeit auf ihr Grab zu weinen. Mein Zweck war, nach Heiligenkirchen zu reisen; der Zufall führte mich hierher. Ich danke Gott für diesen Zufall, noch mehr aber dafür, daß ich meine guten Eltern noch am Leben finde. — Hier fiel Kühlenborn seinem Vater wieder um den Hals, und weinte; der Pfarrer schloß ihn mit heißen Thränen an seine klopfende Brust. Nach einigen Augenblicken des stillen Gefühls sagte der Pfarrer: Lieber Sohn, ich bin Prediger; ich bin es aus Ueberzeugung und mit voller Seele; verzeihe mir eine Frage! Wie steht's mit deiner Religion? Bist du deinem Glauben treu geblieben?

Der Sohn. Sie brauchen nicht Prediger zu seyn, bester Vater, um darnach zu fragen.

Die Frage scheint mir so natürlich und doch so wichtig. Ja, lieber Vater, ich bin dem Bekenntnisse und der Lehre treu geblieben, welche Sie einst mit solcher zärtlichen Sorgfalt in meine Brust pflanzten. Wer die Schicksale erfährt, die ich erfahren habe — o der fühlt es, wie nöthig wir eine Religion haben, auf die wir uns in guten und bösen Tagen verlassen können; dem wird der Glaube an Gott und den Erlöser theuer und wichtig. Ich bin dem Bekenntniß und dem Willen nach, im vollkommensten Sinn des Worts, ein Christ, und in der Ausübung hoffe ich es immer mehr zu werden.

Nun hob der würdige Pfarrer einen unbeschreiblich frohen Blick zum Himmel hinauf, faltete seine Hände, und sagte: „Auch die Erde hat noch vollkommne Freuden!" Er und sein Sohn wurden bald Seelenfreunde, und das will mehr sagen als Eltern- und Kindesliebe. — Einige Wochen hielt sich der Geheimerath bei seinen Eltern auf; jetzt nahte die Zeit seiner Abreise. Er hatte Konstantinen beobachtet; seine Liebe zu ihr war mit jedem Tage gewachsen; noch hatte er ihr aber dieselbe mit keinem Laute zu verstehen gegeben: denn ihre Verhältnisse waren ihm unbekannt, und ihr Geheimniß war ihm heilig. Burkhard aber und seine Tochter fanden länger etwas Unbehagliches darin, mit Niemand über ihre wahre Lage und über ihr Schicksal sprechen zu können; sie überlegten deß-

halb mit einander, ob sie sich nicht, ohne allen Rückhalt, — dem Pfarrer und seinem Sohne, (aber unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit) anvertrauen sollten. Dazu kam's denn auch, allein ganz anders, als sie sich vorstellten.

Am nämlichen Abend sang der Nachtwächter mit seiner Tochter, wie gewöhnlich, den Zehnuhrgesang. Das junge Licht blinkte noch eben über den waldigen Gipfel herüber, und der Herbststurm entblätterte den Forst. Die Novemberwolken flogen von Berg zu Berg, und in den Schalllöchern des Kirchthurms begleitete das Schnauben der Eulen das Sausen des schaurigten Windes — während dem Burkhard und Konstantine sanft und feierlich das schöne Lied anstimmten: Was Gott thut, das ist wohlgethan. Jetzt gingen sie zwischen zwo Hecken durch, um auch im obern Dorfe zu singen und zehn Uhr zu blasen, als plötzlich drei Kerl über die Hecke sprangen, zwei vorn und einer hinter ihnen. Nur keinen Laut! herrschte ihnen der Eine zu, oder ihr seyd beide auf der Stelle des Todes.

Gott! Gott! hilf uns! stöhnten beide himmelan, und der Vater in der Höhe hörte es. Zwei Bauern aus dem Dorfe kamen in demselben Augenblicke des Weges gegangen; jeder packte seinen Mann an der Kehle, und rief Nachbarshülfe. Schnell wie der Wind flog Konstantine, um diese Hülfe zu beschleunigen. Als der dritte dies

sah, zückte er sein Jagdmesser, und stieß es dem alten Burkhard in den Leib, ohne daß die beiden Bauern es gewahrten, oder verhüten konnten, denn jeder hatte genug mit seinem Mann zu thun. Ehe aber mehrere Leute herbeikommen konnten, rissen sich die Kerl los und entliefen.

Da lag nun der alte Burkhard wie entseelt. Konstantine kam mit ihrer zu späten Hülfe, und sah den Jammer, beim dunkeln Schimmer, in seiner ganzen Größe. Sie hielt den Vater für todt, und stand mit gesenktem Haupte und mit gefaltenen Händen, stumm und schweigend da, während dem man sich bemühte, den edeln Greis wieder zu sich selbst zu bringen, und seine Wunde für dem Verbluten zu schützen. Dann trug man ihn fort. Konstantine ging unmittelbar hinter dem Vater her, immer stumm und schweigend, ohne Laut und ohne Thräne. Der Pfarrer und sein Sohn begegneten dem Zuge, und befahlen den Verwundeten ins Pfarrhaus zu bringen. Hier wurde er so lange auf Bettwerk auf den Boden gelegt, bis man ein, für ihn schickliches Lager bereitet hatte.

Konstantine stand mit gefalteten Händen daneben; ihr Busen flog; ihr ganzes Wesen arbeitete. Endlich fingen ihre Lippen an sich zu bewegen, ihre Augen flossen über; sie heftete den nassen Blick zum Himmel. — „Vater! sprach sie, er gab mir das Leben — er läßt das seinige für mich. — O nimm dies große Opfer doch jetzt noch

nicht an!" — Sie begann zu wanken; ihr zarter Körper drohte der Anstrengung zu erliegen; der Geheimerath unterstützte sie, und drückte zum erstenmal ihre schöne Hand. Noch wand sich aber kein Wort von seiner Zunge los.

Während dem allem setzten die Bauern den Mördern nach; andre waren sonst geschäftig. Der Eine rief den Wundarzt, der zweite lief in den nahgelegenen Flecken, um etwas zur Stärkung und Erquickung für den verwundeten Nachtwächter zu holen, und als er dahin kam, wußte er selbst nicht, was er mitbringen sollte. — Wein? — Nun den hat der Herr Pfarrer selbst. — Also? Anisbranntwein! — von dieser köstlichen Herzstärkung brachte er einen Schoppen mit. So that jeder, was er konnte.

Der alte Burkhard erholte sich inzwischen wieder; er kam zu sich selbst, und sein erster Blick fiel auf Konstantine. „Du bist gerettet, meine Tochter? hauchte er mit leiser Stimme. Gott, wie dank' ich dir dafür! das ist meines Lebens werth!"

Konst. So theuer erkauft, lieber Vater, würde meine Rettung für mich gar keinen Werth haben. — Nun kniete der Engel neben den Vater hin, küßte seine Hand, und fuhr fort: Ich hab' um Euer Leben gebeten, und Ihr habt mich gelehrt, um nichts zu bitten, wobei ich nicht die Zuversicht habe, daß Gott es erhören werde. Ich

bin überzeugt; Ihr werdet nicht sterben, sondern genesen.

Man brachte den Verwundeten auf ein bequemes Feldbett; der Wundarzt kam, verband ihn, und glaubte, der Stich sey nicht tödtlich, doch empfahl er Ruhe. Als alles in Ordnung, und niemand mehr im Zimmer war, außer dem Pfarrer, seinem Sohne und Konstantinen, da begann der alte Burkhard: Meine Herrn, ich kenne Sie als redlich, treu und verschwiegen; deswegen war ich entschlossen, Ihnen mein Geheimniß anzuvertrauen; ich wußte, daß Sie es heilig bewahren würden. Da es aber einmal verrathen ist, und ich nun ohnehin nicht länger hier bleiben darf, sondern weiter fliehen muß, so ist auch Verschwiegenheit nicht ferner nöthig. Ich bin der Geheimerath Lautenheim von Bolzendorf. Nun, Konstantine, erzähle weiter.

Alles staunte. Konstantine fuhr fort: Sie wissen vermuthlich, meine Herrn, daß der Fürst von Bolzendorf in fremden Diensten starb. Mein Vater verwaltete die Regierung des Landes, und besorgte die Erziehung des jungen Erbprinzen. Wie er beides gethan, das weiß der ewige Vergelter, und das ist genug; hierher gehört es nicht.

Burkh. Auch so viel mußtest du nicht sagen.

Der Pf. Was alle Welt weiß?

Konst. Meine Eltern hatten keine andere Kinder als mich; ihre zärtlichste Sorgfalt wurde

mir zu Theil. Meine Mutter war eine edle, fromme Frau; sie erzog mich nach den trefflichsten Grundsätzen. Und mein guter Vater wendete alles an, um ein gebildetes Frauenzimmer aus mir zu machen. Ich erwuchs, und wurde der Gegenstand einer wüthenden Leidenschaft, welche ein junger Mensch von Adel gegen mich faßte. Nur die äußerste Vorsicht konnte mich vor seinen Nachstellungen retten.

Burkh. Aber du entgingst ihnen glücklich. Gott sey dafür gelobt!

Konst. Nun kam es in Frankreich zur Revolution, und nach einigen Jahren brach der Krieg aus. Schon beim ersten Vorrücken der franz. Heere hatten wir manches zu erdulden: allein die Oestreicher und Preußen schafften uns, nach einigen Monaten, wieder freie Luft. Der Revolutionsgeist hatte in unserm Lande inzwischen tiefere Wurzel geschlagen; mein Vater sah sich genöthigt, ernsthafte, ja strenge Maaßregeln dagegen zu gebrauchen. Dies erbitterte die Freiheitsschwärmer in einem hohen Grade; sie schwuren ihm Rache, blutige Rache. Mein Verfolger war einer der heftigsten unter ihnen. Das unerhörte Waffenglück der Franzosen begünstigte ihre Plane nur allzusehr.

Die fränkischen trieben die deutschen Streiter unaufhaltsam vor sich her bis an den Rhein, und sogar über diesen Strom. Alles flüchtete bei ihrer Annäherung; mein Vater konnte sich dazu nicht

entschließen; er wollte das Schicksal so vieler braver Bürger theilen, und ich — ich wollte ihn in seinem Alter nicht verlassen. Wirklich begegneten auch die Franzosen meinem Vater anfangs mit der Achtung, welche die Tugend so leicht einflößt. Aber doch fanden wir bald Ursach, unsern Entschluß zu bereuen. Mein Verfolger, ein wüthender Jakobiner, hatte sich an das Ruder unsers Landes zu schwingen gewußt; mein Vater war der Gegenstand seiner teuflischen Bosheit. Mit Gewalt wollte er jetzt erzwingen, was er vorhin durch List nicht erreichen konnte. Der Leiden war kein Ende, und was soll ich Sie mit einer detaillirten Geschichte derselben unterhalten! Ich will mich kurz fassen: wir kamen um alles, bis auf den letzten Heller. Nur unsre Unschuld blieb uns, eine höhere Macht schützte mich, und auch nicht der leiseste Gifthauch hat die meinige angeweht.

Endlich setzte mein Verfolger seinen Schandthaten die Krone auf. Man erlaubte sich an einigen Orten unsers Landes Gewaltthätigkeiten gegen die französischen Soldaten. Mein Vater wurde von jenem Bösewicht als Urheber der Empörung angegeben; die französische Behörde ließ ihn deswegen sogleich verhaften, und befahl ihm den Prozeß zu machen. Wir wurden beide eingezogen, und jedes besonders in ein schreckliches Gefängniß geworfen. — Ich habe vergessen zu erinnern, daß meine Mutter kurz vor dem Kriege entschlief. —

Hier litten wir in jeder Rücksicht unaussprechlich, bis uns nach drei fürchterlichen Wochen ein Paar arme, treue Handwerksleute zur Flucht behülflich waren. Wir flohen, so gut wir konnten, vertauschten unsere Kleider gegen alte Lumpen, und kamen glücklich über unsere ehmalige Grenze. Nun verschafften wir uns Brod durch Singen an den Thüren. Bald erfuhren wir, daß der Befehl gegeben sey, den geheimen Rath Lautenheim und seine Tochter anzugreifen, wo man sie irgend finde. Dadurch wurde unsre Flucht vermehrt; wir verließen unseren bisherigen Weg, und gingen mehr landeinwärts. Ueber den Rhein konnten wir einmal nicht; dieser Strom war dicht mit französischen Posten besetzt, und an einem Passe fehlte es uns. Wir glaubten also sicherer zu seyn und verborgener zu bleiben, wenn wir uns aus den Gegenden entfernten, in welchen die Truppen vorzüglich lagen. Eine halbe Stunde von hier begegnete uns mein Verfolger, der, wie wir nachher gehört haben, in Geschäften eine Reise zum französischen Oberkommissair nach — gemacht hatte. — Ich hatte noch eben Zeit ins Gebüsch zu schlüpfen; mein Vater war für ihn durch seine Verkleidung ganz unkenntlich geworden. Unser ausgestandenes Elend und die Hoffnung, daß die Hülle eines Nachtwächters uns völlige Sicherheit verschaffen, und niemand unter derselben einen geheimen Rath vermuthen werde — dies bestimmte meinen Vater, jenen Dienst hier im Dorfe anzunehmen.

Aber auch hier muß uns unser Feind gewittert haben, denn er war einer von denen, welche uns während dem Singen angriffen. Es muß einen besondern Grund haben, daß er sich, in eigner Person, an dieses Bubenstück wagte. Dem sey, wie ihm wolle; wir müssen fort, und doch weiß ich nicht wie und wohin. — Ach! ich besorge, daß uns das größte Unglück noch bevorsteht.

Geh. Kühlenb. Dem wollen wir vorbauen, und die Sache sogleich an den biedern, in dieser Gegend kommandirenden Divisionsgeneral ** bringen. Mein Fürst hat ihm in vorigen Zeiten einige große Gefälligkeiten erzeigt; ich weiß, daß er sich ihrer noch mit Dankbarkeit erinnert. Dies und die gute Sache werden den Sieg davon tragen. (Pause) Sagen Sie mir aber, edles Mädchen, fand sich denn niemand, der Sie unterstützte? hatte sich in Ihren Glücksumständen noch niemand um Ihre Hand beworben, der Ihnen nachher in Ihrem Jammer beigestanden hätte?

Konst. Nein, Herr Geheimerath, nein! Niemand, dem ich sie mit Zustimmung meines Herzens hätte geben können.

Feierlich stand Kühlenborn auf; sein Auge war zum Himmel gerichtet; gewaltsam riß es sich von seinem Herzen los: „Gott! darf ich sie mir von dir erbitten?"

Bei diesen Worten erhob sich der alte Burkhard etwas im Bette, stemmte sich auf den linken Ellenbogen, streckte die Rechte gegen Küh-

lenborn aus, und versetzte: „In diesem Falle kann ich Sprecher des Menschenväters seyn.“ Ja Sie dürfen! Gott sey gelobt! — Nie brachte wohl eine Thränensaat herrlichere Früchte!

Der Pf. Wahrlich, ja! das ist auch mein Fall.

Konstantine stand indessen da mit einem Blick — ähnlich dem Blicke der gen Himmel fahrenden Maria von Guido Reni in der Gallerie zu Düsseldorf. Sie fühlte nie empfundne Wonne und — schwieg.

Kühlenborn sah sie zärtlich an, und fragte: „Konstantine, kannst Du die Meine werden?“ Er reichte ihr die Hand hin. Den Himmel im Angesicht, antwortete sie in lieblicher Verwirrung: Wo die Seele so laut aus allen Zügen spricht, da bedarfs wohl keiner weitern Sprache. — Sie sanken einander in die Arme, und umschlangen sich auf ewig. Der Pfarrer umfaßte beide mit heißen Thränen, und der alte Nachtwächter streckte seine Arme aus, und rief: „Ich segne Euch, meine Kinder, ich segne Euch mit Josephs Segen!“

Lautenheim wurde wieder gesund, die Frau Pfarrerin desgleichen. Der Geheimerath Kühlenborn heirathete Konstantinen, und reiste mit ihr und seinem Schwiegervater nach dem Ort seiner Bestimmung ab. Letzterer wurde daselbst in seiner vorigen Würde wieder angestellt. Bald nachher erhielt der würdige Pfarrer eben

dahin den Ruf als Superintendent und Konsistorialrath.

Der Sturz Robespierre's und seiner Schreckensgehülfen brachte in der ganzen französischen Staatsverwaltung eine heilsame Aenderung hervor. Auch Konstantinens Verfolger wurde gleich nach jenem nächtlichen Ueberfall kassirt.

Die Busendorfer Bauern krazten sich hinter den Ohren, und sagten zu einander: Nein, solch einen Nachtwächter bekommen wir unser Lebtage nicht wieder! Wofür uns auch der liebe Gott behüten wolle! versetzte der Schulz, und er hatte Recht.

5.

Der goldene Vogel.

Eine Parabel.

Es waren einmal zween Jünglinge, welche außer Land wandern wollten, um ihr Brod und ihr Glück zu suchen; sie waren arm, und hatten nur wenig Zehrgeld bei sich. — Sie standen also des Morgens früh auf, und begaben sich auf die Reise; der Morgen war schön, die Sonne vergoldete der Berge Gipfel, die Vögel zwitscherten im Wald; kein Wölkchen schwebte unter dem Lasur des Himmels, und die weißen Nebel ruhten still in den Thälern, sie wanderten also fort, und dachten: der Vater im Himmel, der nie ein Vögelchen hungern läßt, würde sie auch nicht ohne Nahrung lassen. Endlich kamen sie auf eine Höhe, wo sie weit um sich her schauen konnten, und nun strahlte ihnen die liebe Sonne in die Augen, und ihr ganzes Wesen wurde gestärkt und erquickt.

Hermann! fing jetzt Wilhelm an: wo gehen wir dann nun hin? Laß uns den Weg so fort pilgern, antwortete Hermann, unser Herr Gott wird uns wohl Gelegenheit zeigen, an Brod zu kommen. Bald kamen sie in einen

großen dunkeln Wald, hier war es kühl und angenehm, und die Nachtigallen sangen aufs lieblichste. Wilhelm wünschte hier ein Weilchen zu ruhen; auch waren hier zween Wege, der eine führte zur Rechten, der andre zur Linken; so daß sie nun überlegen mußten, welchen sie gehen wollten. Hermann verlangte nicht zu sitzen und zu ruhen, sondern sagte: laß uns den Weg zur Rechten gehen, ich habe immer gehört, die Wege zur Rechten seyen die sichersten; Wilhelm versetzte: wie thöricht! das wird wohl auf eins herauskommen, ich setze mich einmal ein wenig unter diesen Baum, damit saß er nieder. Hermann aber stand und bedachte sich.

Nach einer Weile kam ein altes krummes Mütterchen daher gekrochen; sie ging an einem Stock, hatte eisgraue Haare, und glich einer hundertjährigen Matrone. Gott grüß Euch, fing sie an wo wollt Ihr hinwandern? Die beiden Jünglinge wunderten sich der alten Grauen, und antworteten: Mütterchen! wir sind arme Bursche, wir reisen in die weite Welt, unser Brod und unsern Unterhalt zu suchen. So! sagte das Mütterchen, nun so will ich Euch einen Rath geben, Ihr lieben Söhne! Seht! Ihr seyd jung und stark, und könnt noch viel in der Welt ausrichten. Ich bin zwar alt, allein ich kann noch lang leben, und einen von Euch glücklich machen; ich will Euch auch sagen wie das geschehen soll: wer mich heirathet, bekommt ein

schönes großes Rittergut zum Erb- und Eigenthum, ich bin von Adel und wer mich heirathet, der wird auch ein Edelmann und zwar vom vornehmsten Stand; damit Ihr mir nun glauben könnt, so will ich Euch sagen wie ich heiße, und wer ich bin: ich bin die alte Sophie von Himmelburg, von der Ihr schon werdet gehört haben.

Die beiden Jünglinge sahen sich an, und Hermann sagte: Wilhelm das ist eine schöne Gelegenheit für unser einen. Wilhelm versetzte: Ja! wenn nur auch die Frau nicht so alt und häßlich wäre. So bedachten sich die Beiden ein wenig, endlich fragte Hermann: Was muß man denn thun Mütterchen! wenn man Euch heirathet? sie antwortete: da mitten im Walde mußt du Bäume ausrotten, den Platz, den ich dir anweise, mußt du hübsch rein, und einen Garten daraus machen, worin lauter edle und nützliche Gewächse wachsen, dafür bist du dann auch mein Mann, und ich gebe dir was du nöthig hast.

Höre Wilhelm! die Sache gefällt mir; ich kann da mein Glück machen; ich habe so oft von der alten Fräulein Sophie gehört, daß sie eine gar liebe, sanfte und tugendhafte Person sey; laß sie nun auch alt und häßlich seyn, das macht nichts; man gewöhnt sich an alte Leute, ich bin doch dabei glücklich!

Als Hermann noch so redete, kam ein

schönes artiges Mädchen aus dem Walde daher gehüpft, sie sang tändelnde Lieder, hatte ein Blumenkörbchen am Arm, und lächelte beide Jünglinge gar hold und freundlich an; auch sie lächelten ihr entgegen, und fragten sie, wer sie wäre? Das reizende Mädchen antwortete: ich bin eines reichen Edelmanns Tochter, mein Vater hat mich ausgeschickt, daß ich mir einen Mann suchen soll, der mir gefällt. Wie heißt du denn, Mädchen? fragte Hermann weiter, und was willst du dann von dem haben, der dein Mann werden soll? — Ich heiße Fräulein Rosette von Eitel, war die Antwort, und wer mein Mann werden will, der muß den goldnen Vogel suchen.

Was ist das für ein Vogel? fragte Wilhelm; Rosette antwortete: hier im Wald hält sich ein kleines goldnes Vögelchen auf, welches goldene Eier legt; wer diese Eier hat, der ist reich genug; denn es legt jeden Tag ein Ei, und jedes ist hundert Gulden werth; und wenn man das Vögelchen brüten läßt, so bekommt es Junge, die auch goldne Eier legen, und so kann man so reich werden wie ein Kaiser. Wilhelm hüpfte vor Freude, und sagte: Hermann nimm du dein altes Mütterchen, ich suche den Vogel und nehme Rosetten. Hermann sah traurig zur Erde nieder, und scharrte mit dem Stab im Laub.

Wilhelm nahm das Mädchen an der Hand, es liebkoßte ihn, so daß er ganz von ihr bezaubert

wurde, doch fragte er: kann ich aber auch den goldnen Vogel fangen? sie antwortete: das kostet freilich Mühe; aber es ist doch so schwer nicht, mache dir nur Stricke von rother Seide, und hier gebe ich dir ein Pfeifchen, damit kannst du ihn locken und fangen. Wilhelm nahm das Pfeifchen und auch die rothe Seide zu den Stricken, welche ihm Rosette gab.

Hermann war noch immer traurig. Das alte Mütterchen aber fing nun an und sagte: Hört lieber Jüngling! laßt Euch nicht bethören, das Mädchen da ist eine schlechte Kreatur; sie hat schon manche mit ihrem goldnen Vogel unglücklich gemacht; überdem ist sie bettelarm, ihr Vater ist mir sein Haab und Gut schuldig, und wenn ich einmal Rechnung von ihm fordere, dann werde ich ihn und seine liederliche Tochter zum ewigen Gefängniß verdammen.

Rosette wurde roth und blaß, sie hatte die alte Matrone nicht erkannt; sie konnte freilich kein Wort zu ihrer Vertheidigung vorbringen, denn es war alles Wahrheit; sie wandte daher Wilhelm auf die Seite und sagte: hör lieber Bräutigam! kehr dich an das alte Weib nicht, es währt noch sehr lange, bis mein Vater seine Rechnung ablegen muß, während der Zeit kannst du ein sehr reicher Mann, und ein großer Herr werden. Und dann ist es noch nicht so gewiß, was die Alte da sagt: mein Vater hat mich oft versichert, sein großes schönes Gut sey sein Ei-

genthum, er habe keine Schulden darauf, denn die Forderungen der alten Frau seyen unrichtig, und er würde zu seiner Zeit aus einem andern Tone mit ihr reden; jetzt mache ich dich einstweilen zu einem großen Herrn, und sobald du den goldnen Vogel hast, wirst du auch mein Mann, gieb dich also wacker ans Suchen. Sie liebkoste ihn darauf so feurig, daß er ganz hingerissen wurde, und ihr alsofort in den Wald nachlief. Hermann wäre auch beinahe nachgeeilt, allein die Alte hielt ihn zurück, und sagte: Höre mein Lieber! du versiehst dich an mir, es wird einmal eine Zeit kommen, wo ich schöner seyn werde, als die liederliche Dirne; jetzt zog sie ein kleines Gemälde aus der Tasche, und ließ es Hermann sehen, es war eine himmlisch schöne Jungfrau jung und blühend. Siehe mein Freund! fuhr nun die Alte fort, das ist meine wahre Gestalt; ich habe mich jetzt nur so verkleidet, um zu versuchen, ob du mich wegen meiner Schönheit, oder wegen meiner Tugend lieben kannst; komm du mit mir, und mache deinen Garten fertig, wenn er dann recht fruchtbar ist, und mir gefällt, so hole ich dich in meinen Pallast, dort sollst du mich dann als deine Braut in aller meiner Schönheit sehen und besitzen. Hermann freute sich, er ergab sich geduldig in sein Schicksal, und folgte der Alten nach, sie brachte ihn auf einen schönen grünen Platz; hier wies sie ihm den Garten an, und lehrte ihn, wie er ihn bauen und pflegen

sollte; dann verließ sie ihn, doch besuchte sie ihn zuweilen und tröstete ihn, wenn es ihm sauer wurde, und die Arbeit nicht recht fort wollte. Er baute sich auch ein Hüttchen dahin, welches ihn nur vor Regen und Kälte schützte; denn, sagte er immer: wozu brauch ich ein kostbares schönes Haus, da ein großer und schöner Pallast meiner wartet? — Seine alte Sophie schickte ihm Nahrung und Kleidung, und ließ es ihm nie am Nöthigen fehlen.

Während der Zeit schwärmte Wilhelm herum und suchte den goldnen Vogel; wo er nur ein gelbes Fleckchen sahe, da lief er hin, und hoffte ihn da zu finden. Rosette kam auch oft zu ihm, überhäufte ihn mit Liebkosungen, baute ihm hier und da schöne Lusthäuschen, und beschenkte ihn mit allerhand Leckerbissen; auch half sie ihm oft selbst den goldnen Vogel suchen.

Dies Leben gefiel zwar Wilhelm gar wohl, und er hätte gewünscht, daß es ewig so fortgehen möchte; aber den Vogel hätte er dennoch gerne gehabt; denn er sahe wohl ein, daß er doch am Ende ein armer Tropf seyn würde, wenn er die goldnen Eier nicht bekäme; und er wußte wohl, daß ihm Rosette nichts geben, und ihn nicht ernähren könnte. Daher nahm er sich vor, recht ernstlich zu suchen. — Indem er nun so den Wald durchstrich, kam er zu einem Kohlbrenner, der da in seinem Hüttchen saß, und in einem Buche las. Was liesest du Kohlbrenner? fragte Wilhelm,

er antwortete: ich lese ein Buch worin ich lerne, wie ich recht glücklich werden kann. Ei du Thor! versetzte Wilhelm, warum suchst du den goldnen Vogel nicht? Behüte Gott! erwiederte der Kohlbrenner, da thät ich etwas rechts. Der Fürst, dem dieser Wald gehört, hat befohlen, daß jedermann etwas Nützliches thun soll, er ist jetzt auf der Reise, nnd wenn er wieder kommt, will er strenge Rechenschaft fordern, und alle, die nicht etwas Gutes gestiftet haben, sollen schrecklich bestraft werden; und besonders will er keine Barmherzigkeit mit denen haben, die dem goldnen Vogel nachlaufen. Was sagst du da? rief Wilhelm, ist das wahr? Ja freilich ist es wahr, fuhr der Kohlbrenner fort; weißt du auch, was es mit dem goldnen Vogel für eine Bewandniß hat? — Nein, nun so will ich dir es erzählen; schau ich bin schon ein alter Mann, und weiß die Geschichte gar wohl: dieser ganze Wald gehört der Sophie von Himmelburg und ihrem Bruder, der der eigentliche Herr desselben ist; drüben jenseits den Gebirgen hat er eine gar herrliche Landschaft; dort sollen alle diejenigen Güter bekommen, die hier im Wald recht viel Gutes gestiftet haben, der ganze Wald soll zu lauter Gärten, Aecker und Wiesen umgeschaffen werden; wer da nun rechtschaffen gearbeitet, und etwas rechts geleistet hat, der wird auch nach dem Verhältniß seiner Mühe belohnt werden.

Nun hatte aber der Herr von Himmelburg

einen vornehmen Diener, der wurde stolz, und wollte selber ein Herr werden, darum jagte ihn sein Herr fort; dieser kam nun, und baute sich da vor den Wald ein prächtiges Haus, worin er mit seiner Frauen und Tochter wohnt. Er heißt Herr von Eitel, und ist ein böser nichtswürdiger Mann; er thut alles was er kann, die Arbeitsleute des Herrn von Himmelburg und seiner Schwester Sophie zu hindern, denn er ist gar neidisch und gönnt niemand sein Glück, weil er selbst durch seine Schuld unglücklich geworden ist. Da haben nun seine Frau und Tochter einen Schelmenstreich erfunden, indem sie einen gelben schönen Kanarienvogel, der sich im Wald aufhält, für einen goldnen Vogel, und seine Eier ebenfalls für Gold ausgeben; und damit lockt nun die gottlose Tochter die jungen Leute, damit sie nicht arbeiten, und dem Herrn von Himmelburg nicht dienen mögen.

Ist die Sache so bewandt, seufzte Wilhelm, so behüte mich Gott, daß ich dem Vogel länger nachlaufen sollte, sage mir nur, was ich denn arbeiten soll? — Da wo ich das Kohlholz weggeschafft habe, antwortete der Kohlbrenner, da mache du nun einen guten Acker hin, ich will dir helfen, daß du während der Zeit Brod bekommst; wenn dann die Diener des Herrn kommen, so will ich für dich anhalten, daß sie dir helfen, damit du noch etwas rechts zu Stande bringst, ehe der Herr

von der Reise wiederkehrt. Wilhelm war damit zufrieden, und gab sich ans Arbeiten.

Kaum war er aber recht am Schaffen, da wurde er schon müde, und er dachte wieder nach, wie gut ers gehabt hätte, als er dem Vogel im Wald umher nachlief, und mit dem hübschen Mädchen Umgang pflegte; dann legte er die Hacke hin, und setzte sich nieder; jetzt kam Rosette mit ihrem Körbchen wieder daher gehüpft, sie lächelte ihn an, und drohte mit dem Finger; Wilhelm sah vor sich auf die Erde, und schämte sich, sie aber kam zu ihm, überhäufte ihn mit Schmeicheleien, und weinte ihm ein Stückchen vor, daß er sie so lange verlässen hätte; er erzählte ihr, was ihm mit dem Kohlenbrenner begegnet war und was er ihm gesagt habe; nun lachte sie ihn recht aus, und versicherte ihn, daß das läuter Betrügereien von dem Herrn von Himmelburg seyen; der Wald gehöre ihrem Vater und die alte Sophie mit ihrem Bruder hätten da nichts zu befehlen; er solle nur kein Thor seyn, und sich umsonst plagen, denn am Ende danke ihm doch kein Mensch dafür, und er habe nichts als Mühe und Arbeit davon. Dies alles wußte ihm Rosette so glaubwürdig zu machen, daß er ihr fest versprach sich nie mehr um den Herrn von Himmelburg und um seine Arbeit zu bekümmern; er strich also mit Rosetten fort, und suchte den göldnen Vogel.

Ueber dem Suchen kam er auch an den Ort,

wo Hermann den Garten anlegte; da stellte er sich nun vor ihn hin, und lachte herzlich seinen alten Kameraden aus: O du Thor! rief er, warum plagst du dich so vergeblich? Hermann antwortete weiter nichts als: das Ende wird entscheiden.

Auf einmal entdeckte Wilhelm den goldnen Vogel, er jauchzte in sich selbst, schlich hinzu, aber der Vogel hüpfte weiter. Nun wollte er ihn aber nicht mehr aus den Augen lassen, er fing an Stricke zu legen, und mit dem Pfeifchen zu lokken, und siehe da! der Vogel kam, hüpfte auf den Stricken herum, und fing sich endlich. Wilhelm lief frohlockend hinzu, und nahm den gefangenen Vogel; so wie er ihn hatte, legte er ihm ein Ei in die Hand, und indem er dasselbe einsteckte, entwischte der Vogel und flog auf einen Baum.

Wilhelm ärgerte sich darüber, doch merkte er sich die Gegend wohl, wo der Vogel war; geschwind lief er nun zu einem Wirthshaus im Walde, um das Ei zu verkaufen; er bekam auch ein hübsches Stück Geld dafür, denn der Herr von Eitel hatte befohlen daß Jedermann im Walde die Eier für einen bestimmten hohen Preis annehmen und bezahlen sollte, für diesen Preis kaufte er sie dann selbst wieder ein, und ließ sie ausbrüten.

Wilhelm freute sich hoch über das viele Geld, und schwur nicht zu ruhen, bis er den

goldnen Vogel gefangen hätte, er bekam ihn aber nur selten zu sehen. Doch fand er oft ein Ei, das er verkaufte, und also eine ziemliche Summe Geld sammelte; übrigens vertändelte er die Zeit mit Rosetten.

Auf einmal ehe er sichs versahe, und eben bei Rosetten saß, kam ein Jäger von Himmelburg daher geschlichen, faßte ihn am Arm, und sagte: Höre du Müßiggänger, der Herr v. Himmelburg fordert dich vor sein Gericht! Wilhelm erschrack daß er blaß wurde, und wollte sich entschuldigen, aber es war nun zu spät; er rief Rosetten, welche spornstreichs davon lief, um Hülfe, aber umsonst. Der Jäger führte ihn nun an das Ende des Waldes in einen herrlichen Pallast. Hier fand er Hermann in fürstlicher Pracht, und mit hoher Freude erfüllt; sein altes Mütterchen war nun eine himmlisch schöne Königstochter geworden, wogegen seine Rosette eine elende Bettlerin war.

Jetzt mußte Wilhelm mit eignen Augen sehen, was er verscherzt hatte, und nun wurde ihm das Urtheil gesprochen: daß er zum ewigen Gefängniß bei Wasser und Brod in einen finstern Thurm gesperrt werden sollte, welches auch vollzogen wurde.

Dies ist das Schicksal aller derer, die der Wollust fröhnen, die himmlische Tugend verschmähen, und dem goldnen Vogel der Eitelkeit nachjagen.

6.

Die edlen Jünglinge.

Die drei ersten Jahre, welche Stilling als Professor der Kameralwissenschaften in Lautern verlebte, waren unter vielen schweren Prüfungen verflossen, die neunwöchige Krankheit und der darauf folgende Tod seiner ersten Gattin hatten seinen Körper erschüttert, und seine Seele mit Schwermuth erfüllt; er schmachtete nach Trost, wie der müde, lechzende Wanderer in schwüler Gewitterhitze, nach einem Labetrunke. Seine zwei Kinder hatte er in Pension gethan, und seine Haushaltung aufgegeben, er saß also allein in seinen weiten öden Zimmern. Ihn durchschauerten die Scenen der Vergangenheit; der hohe Gang, den ihn die Vorsehung leitete, erfüllte ihn mit beruhigenden Ahnungen der Zukunft, und ein tief verborgener Geist des Friedens wehte ihm aus lichter Ferne Kühlung zu, als an einem Nachmittage ein Jüngling mit frohem, einen edlen Charakter verkündigenden Gesicht in sein Zimmer trat. Stilling stand auf und trat ihm ebenfalls mit heiterer Miene entgegen. Nach wechselseitiger Begrüßung fing der fremde junge Mann an: Herr Dekanus, ich komme hierher, um die Kameralwissenschaften zu studiren, und will mich deßhalb bei Ihnen einschreiben lassen.

Stilling. Das ist uns angenehm; wo sind Sie her, und wie heißen Sie?

Der Fremde. Ich bin der Sohn eines Patriziers in der Reichsstadt Althaussen und heiße: von Bilden. Ich bin nicht reich, werde aber so haushalten, daß ich auskomme (Er zog sein Stammbuch aus der Tasche, und schlug eine Stelle auf, die so lautete: Der Herr wirds versehen. Diesen Wahlspruch Stillings nebst seinem Vertrauen auf Gott empfiehlt dir, liebster Bruder! deine treue Schwester Amalie von Bilden.) Sehen Sie Herr Professor! dieser Kasse mangelts nie an Geld: Sie haben doch wohl auch Stillings Schriften gelesen?

Stilling. O ja! ich kenne sie sehr gut.

Hier fing nun der gute Jüngling an, sein Herz zu ergießen, Stilling konnte es nicht länger aushalten; er unterbrach ihn also und fragte: Herr von Bilden! wissen Sie denn nicht, wo Stilling lebt? (er hatte damals sein häusliches Leben noch nicht geschrieben.)

Von Bilden. Nein! ich habe es oft sehr gewünscht, den Mann zu kennen, und den Ort seines Aufenthalts zu wissen. Wüßt' ich ihn nur, ich reiste zu ihm, es mög' auch so weit seyn, als es wollte.

Stilling. Diese Reise ist gemacht; ich bin Stilling!

Von Bilden stand da, starrte und staunte

den Professor an, dieser aber lächelte ihm Freundschaft entgegen. Endlich erholte sich der Jüngling, und sagte: „Ist das gewiß wahr?"

Stilling. Ja, ganz gewiß! Und nun umarmten sie sich; Bilden wurde immatrikulirt, studirte fleißig, und seine Aufführung war ein erhabenes Beispiel des edelsten Betragens. Dieser Vorfall trug sich im Herbst zu.

Den folgenden Winter erhielt Stilling Briefe von zwei vornehmen und reichen Reichsbaronen; diese beiden Brüder ersuchten ihn, ihren Pupillen, der in Lautern studiren sollte, in seine Aufsicht und Führung zu nehmen. Er war ihrer Schwester Sohn, und seine Eltern waren ihm beide gestorben. Stilling übernahm diesen Auftrag mit Vergnügen, und da er hörte, daß der junge Baron von Rothenburg mit von Bilden die Rechtsgelehrtheit zu Erlangen studirt hatte, und sie beide Herzensfreunde waren, so machte er die Einrichtung, daß sie Kost und Logis beisammen bekamen; um aber auch hier eine angenehme Ueberraschung zu veranstalten, gedachte er der Anwesenheit des von Bilden nicht mit einem Worte. Er schrieb nur: daß der Baron Rothenburg sein Quartier bei dem Bürger N. in Lautern haben würde. In den folgenden Frühlingsferien reiste Stilling nach Zweibrücken zu seinen Kindern; während der Zeit traf sein oben gedachter junger Freund zu Lautern ein, und fand seinen Bilden zu seinem größten Vergnügen in seinem eignen Quartier.

Beide Jünglinge beschlossen nun, ihren Lehrer und Freund zu Zweibrücken abzuholen; sie ließen anspannen und überraschten ihn, gerade als er Willens war, mit der Post wieder abzureisen.

Die Aufführung dieser beiden jungen Männer war so ungewöhnlich rechtschaffen und wohlthätig, daß jedermann aufmerksam auf sie wurde, und die allgemeine Stimme des Publikums nur ein einhelliges Lob war. Von Bilden hatte etwas drolligtwitziges in seinem Charakter; Rothenburg aber bei dem besten Herzen viel Geist und Kraft.

Den folgenden Herbst heirathete Stilling seine Selma, und v. Bilden und Rothenburg waren die Anführer bei dem Aufzug, den die Studirenden bei dieser Gelegenheit veranstalteten. Ueberhaupt machten sie die Häupter unter ihnen aus: denn jedermann liebte und verehrte sie, ohne daß sie diese Ehre suchten.

Unter so vielen edlen Handlungen, womit diese vortrefflichen jungen Männer jeden Tag bezeichneten, war folgende vorzüglich schön: Der französische Sprachmeister zu Lautern war ein alter und sehr kränklicher Mann, so daß er nun nicht mehr in die Häuser gehen, und wie gewöhnlich Stunden geben konnte. Auch seine Gattin war abgelebt und schwach; sie hatte sonst für Lohn genäht und gestrickt, das konnte sie aber nun nicht mehr: Kinder hatten sie nicht; folglich war auch von dieser Seite keine Hülfe zu erwarten: sie litten also heimlich Hunger, weil sie zu honnet und

von zu feiner Lebensart waren, jemand um etwas anzusprechen. Rothenburg, der sich von Chatillon im Französischen Unterricht geben ließ, entdeckte das, und nun beschloß er, nach Vermögen zu helfen. Hierzu bediente er sich folgenden Mittels: der Sprachmeister hatte in seinem Alter noch gelernt, Hemderknöpfe und weißen Zwirn zu machen. Hiermit beschäftigte er sich in den Stunden, die ihm von seinen Informationen übrig blieben. Da aber diese Waare schlechten Abgang gefunden hatte, so hatte sie sich dergestalt angehäuft, daß zwei große Schachteln voll davon vorräthig waren. Rothenburg, welcher den traurigen Zustand dieser armen, braven Leute auskundschaftete, entdeckte auch diesen Waarenvorrath; er nahm ihn zu sich, und theilte ihn mit seinem Freund v. Bilden. Auf einmal wurden beide aus Studenten, hausirende Krämer; sie theilten die Stadt unter sich, so daß jeder eine Parthie Häuser bekam, in denen er die Hemderknöpfe feil bot. Stillings Haus war auf Rothenburgs Liste gerathen; dieser kam also an einem Morgen früh ins Wohnzimmer hereingeschritten, und sagte: „Frau Professorin! ich habe eine neue Methode erfunden, wie sich ein Student nebenher etwas erwerben kann. Sehen Sie! ich hab' einen kleinen Handel angefangen.“ (Hier zog er seinen Vorrath von Hemderknöpfen aus der Tasche.) „Der Fabrikant bedarf Absatz, und unser einer braucht viel. Daß ich also meine

Waare nicht wohlfeil geben kann, versteht sich; betrachten Sie aber nur einmal die Arbeit, wie zierlich die Figuren genäht, und wie weiß und solid das alles ist!" Stilling und Selma lachten von Herzen; aber Rothenburg lachte nicht, sondern fuhr fort, gleich dem besten Tabuletkrämer, seine Waare zu loben. Nach und nach brachte der gute Jüngling die eigentliche Beschaffenheit seines Handels mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit ans Licht, und nun flossen allenthalben Thränen der Rührung. Daß er einen Theil seiner Knöpfe theuer anbrachte, daran wird, wie ich hoffe, Niemand zweifeln. Nichts war aber spaßhafter, als die drollige Art, mit der sich von Bilden bei der Sache benahm. Ganz Lautern lachte über seine Hausirerei. Allenthalben hatte er eine neue Methode angebracht, seine Waare los zu werden; und oft schlich er auch in die Häuser, in denen sein Freund schon gewesen war. Hier zog er dann gewaltig über Rothenburgs Hemderknöpfe los, und pries dagegen die Seinigen über alle Maßen an. Kurz: die beiden Krämer lösten über fünfzig Gulden, aus einem Vorrath der kaum etliche werth war. Die Freude der beiden Alten, der Beifall aller Menschen, die allgemeine Rührung und die Liebe und Hochachtung gegen die beiden Jünglinge; das Alles zusammen brachte eine Wirkung hervor, die nur der empfinden kann, der Sinn für die Seeligkeiten der zukünftigen Welt hat. Von nun an waren aber

auch jene braven Leute versorgt; denn mehrere Familien vereinigten sich, sie zu ernähren, welches bis an ihrer beider Tod, der bald hernach erfolgte, fortgesetzt wurde.

Nach zwei mit Fleiß und edlen Handlungen ausgefüllten Jahren, hatten nun diese vortrefflichen jungen Männer ihre akademische Laufbahn vollendet; sie zogen miteinander ab, und der Tag ihrer Abreise zeichnete sich eben so sehr von seines Gleichen aus, als es die Edeln selbst von ihren Mitstudirenden gethan hatten. So wie sie in ihren Wagen stiegen, fingen die Stadtmusikanten an, vom Thurm herab Abschiedslieder zu blasen; auf dieses Signal lief alles an die Fenster und Thüren, aus allen Ecken erschollen die Vivats und Lebewohls häufig und vielstimmig, und dieses währte so lange, bis sie zum Thore hinaus waren. Nichts war aber rührender als der Anblick so vieler Armen, die die Hände nach ihnen ausstreckten, und mit thränenden Augen gen Himmel blickten. Sie leben noch die vortrefflichen Männer; Jeder steht in einem ihm angemessenen Wirkungskreis, und der Fortschritt ihrer Veredlung geht im Stillen seinen hohen Gang unvermerkt fort. O wie hoch muß es den Gottliebenden Menschenfreund erfreuen, wenn er weiß, daß die Menschheit und vorzüglich Teutschland noch so reichlich mit Salz versehen ist! —

7.

Der Weg zum Thron.

Eine von Emir Abukars Erzählungen.

An der nördlichen Seite des Königreichs Yemen erstreckt sich ein hohes Gebirge von Mitternacht gegen Mittag in dieses Land hinein, welches dort Gebel El Ared genannt wird; in einem der mittägigen Thäler dieses Gebirges lebte ehemals ein Einsiedler, der durch seine Heiligkeit und Wunderthaten sehr berühmt war. Wer entweder in Krankheiten oder in sonst einer Angelegenheit Hülfe bedurfte, der besuchte den Einsiedler Cassem, und nie ging einer ungetröstet von ihm. Er wohnte in einer weitläufigen Höhle, die von jeher als der Aufenthalt eines mächtigen und wohlthätigen Geistes bekannt war, den man als den Schutzgeist des ganzen mittägigen Arabiens ansahe, und verehrte. Daher glaubte man auch allgemein, daß Cassem mit diesem Wesen in vertrauter Bekanntschaft stünde, und alle seine Kenntnisse und Wunderkräfte von demselben erhalten hätte.

Nur zwei Tagereisen weit vom Fuß des Gebirges El Ared liegt die Stadt Saada, wo zu gleicher Zeit ein frommer, aber armer Bürger wohnte, der sich mit seinem Weibe und vielen

Bayerische Staatsbibliothek München

Kindern sehr mühsam durchbringen mußte; man nannte ihn auch deswegen nicht anders als den armen Jachseb. So bald er des Morgens erwachte, betete er mit seiner ganzen Familie sehr ernstlich zum großen Gott um Seegen und Nahrung für diesen Tag, und nicht einen Abend legte er sich schlafen, ohne vorher dem höchsten Wesen für den Genuß des verfloßnen Tages gedankt, und sich mit den Seinigen dessen Schutz herzlich empfohlen zu haben.

Unter den Kindern Jachsebs that sich ein zwölfjähriger Knabe Namens Manzuel besonders hervor: wenn der Vater des Morgens und des Abends gebetet hatte, so ging er gewöhnlich in eine Ecke allein, und betete noch eine Weile für sich; immer gehorchte er zuerst des Vaters Befehlen, und wenn dieser abwesend war, so maaßte er sich die Führung seiner übrigen Geschwister an, ob er gleich nicht der älteste Sohn war. Jachseb und sein Weib liebten auch ihren Manzuel vorzüglich, und wenn sie sahen, wie sich allmählig ein großes Talent nach dem andern in ihm entwickelte, so war ihnen oft zu Muth, als einer Kalekutschen Henne, die unwissend mit ihren Eiern ein Adlerei ausgebrütet hat, zu Muth seyn würde, wenn sie Vernunft hätte; anfänglich achtet sie auf den jungen Adler nicht, sie hält ihn für ein Küchlein ihres Geschlechts, so wie aber nach und nach sein Schnabel und seine Klauen krümmer und stärker, seine Augen größer

und feuriger werden, so fängt sie an sich zu verwundern und ihr außerordentliches Kind anzustaunen. Zuweilen rückt ihm auch wohl der Vater mit strotzendem und rauschendem Gefieder entgegen, und gackst ihn an, um ihn in Furcht zu setzen, allein der kleine Adler hebt sich majestätisch in die Höhe, und blitzt mit seinen Sonnenaugen dergestalt herunter, daß dem armen Hahn sein winziges Rädchen wie ein Fächer zusammenfällt, und sich alle seine Federn ganz demüthig an die Haut anschmiegen.

Was wird noch endlich aus dem Knaben werden? — fragten sich oft die Eltern untereinander, aber keines konnte darauf antworten. Mit der Zeit fingen auch Jachsebs Nachbarn, und die Vornehmsten in der Stadt an zu merken, daß Manzuel von Gott zu etwas Großem bestimmt seyn müsse; damit nun in seiner Erziehung nichts versäumt werden mögte, so riethen sie dem Vater, mit seinem Sohn zu dem heiligen Einsiedler zu reisen, um von ihm zu erfahren, was er zu thun habe, um den Forderungen des Schicksals Genüge zu leisten.

Jachseb gehorchte: an einem Morgen früh lud er ein mäßiges Geschenk, so wie es sein geringes Vermögen erlaubte, nebst Speise für etliche Tage auf einen Esel, nahm dann seinen Knaben mit sich, und so reisten sie dem Gebirge entgegen.

Des andern Tages gegen Abend gelangten sie zur Höhle des Cassem; hier fanden sie auf der

grünen Ebene vor der Höhle viele Palmbäume, von deren Früchten sich der heilige Mann nährte, und ein krystallhelles Bächlein, das er hierher geleitet hatte, floß sanft in mannigfaltigen Krümmungen zwischen den Baumstämmen durch. Der Alte saß vor dem Eingang in der Abendsonne, und schaute mit der ruhigen Würde, die großen Männern eigen ist, den Kommenden entgegen.

Nachdem ihn nun Jachseb mit Ehrfurcht gegrüßt, und ihm sein Geschenk zu Füßen gelegt hatte, so fing er an ihm sein Anliegen zu entdecken; Cassem hörte ihm aufmerksam und nachdenkend zu, und als er ausgeredet hatte, befahl ihm der Einsiedler über Nacht da zu bleiben, und morgen von ihm zu vernehmen, was Gott über seinen Sohn beschlossen habe? — Die beiden Reisenden wurden dann in eine Hütte zur Seite des Felsen gewiesen, wo sie bis an den Morgen ausruhen, und sich von ihrer Reise erquicken sollten.

Kaum äugelte der Morgenstern über die Wipfel der Palmbäume herüber, als Cassem in Jachsebs Hütte trat, und ihn mit seinem Sohn abholte. Er führte sie erst in seine Höhle, wo er sie mit einem kostbaren Trank erquickte; dann ging er in die Tiefe der Höhle hinein, und befahl ihnen ihm zu folgen.

Nachdem sie nun verschiedene dunkle und labyrinthische Gänge durchwandert hatten, so kamen sie endlich aus dem Berg heraus und auf einen

geräumigen grünen Platz, der mit hohen Bäumen von mancherlei Art und Gattung umkränzt war. Gerad vor sich hin, etwa ein Paar Feldwegs weit, gegen Osten, bemerkten sie einen steilen Hügel, auf demselben einen prächtigen Tempel, und in diesem einen Thron, auf dem aber niemand saß. Ueber Hügel, Tempel und Thron her glänzte der herrlichste Morgen.

Nachdem Jachseb und Manzuel ihre Augen eine Weile an diesem prächtigen Anblick geweidet hatten, so machte sie Cassem auf einen Jüngling aufmerksam, den ein ansehnlicher Mann von der Seite herzuführte; ihm dann den Tempel und den Thron zeigte, und nun fragte: willst du jenen Thron besteigen? — Freudig antwortete der Jüngling Ja! nun so eile dann auf diesem Wege dem Tempel entgegen, fuhr der Mann fort, und blieb stehen um ihn zu beobachten.

Jetzt sahen sie, wie der Jüngling muthig seinen Lauf begann; kaum hatte er aber eine kleine Strecke zurückgelegt, als ein starker grimmiger Löwe brüllend aus dem Walde auf den Jüngling zulief, und seine Klauen gegen ihn aufhob; zu gleicher Zeit traten ihm von der andern Seite her viele gewaffnete Männer in den Weg, die ihn mit gezückten Schwerdtern zu empfangen drohten. Jetzt floh der Jüngling zu seinem Führer zurück, und sagte mit Weinen: Vater ich will lieber meine friedlichen Heerden weiden, als diesen Thron besteigen; laß mich nur in meine Hütte zurückkehren!

Der Führer gehorchte mit trauriger Miene, und begleitete ihn wieder dahin, woher er gekommen war.

Jetzt fragte Cassem den Knaben Manzuel: wie gefiel dir der Jüngling?

Ganz und gar nicht! antwortete der Sohn Jachsebs, nur eins freut mich, daß er den Thron für mich unbesetzt gelassen hat.

Der Einsiedler sahe den Vater bedeutend an, und versetzte: nun wir wollen sehen! — jetzt wendet euer Angesicht auf die andre Seite! sie kehrten sich dahin um, und siehe ein andrer junger und starker Mann, von Haupt bis zu Fuß bewaffnet, mit einem Schwerdt in der Hand, auch von einem Führer begleitet, nahte sich der Laufbahn; von seinem Begleiter aufgefordert, ging er einsam, mit festen Schritten dem Thron entgegen; der Löwe kam, er kämpfte mit ihm, und jagte ihn fort; muthige Streiter traten ihm in den Weg, aber er schlug sich durch: über Leichen hin, nahte er sich dem Tempel, und alle die ihn in seinem Lauf hindern wollten, wurden von ihm entweder gefesselt, verwundet, oder getödtet; über und über mit Blut besprützt, schwang er sich hinauf und setzte sich auf den Thron; da saß er nun siegprangend, und blickte mit Vergnügen von seiner Höhe auf alles herab.

Hier schaute der Einsiedler ernst und forschend den Knaben an und fragte: Was sagst du denn zu diesem Eroberer?

Manzuel sahe weinend vor sich nieder und schwieg eine Weile, endlich richtete er den Blick in die Höhe, und antwortete: Der mag ihn behalten! — mit dem Blut meines Nebenmenschen mag ich mir keinen Thron erkaufen, wenn er gleich nun für mich verloren ist.

Cassem lächelte Zufriedenheit auf Manzuel hin, und fuhr fort: nun so gieb ferner acht, mein Sohn!

Nicht lange hatte der Eroberer auf dem Thron gesessen, und sich seiner Hoheit gefreut, als sich auf einmal die Morgenröthe verdunkelte, und ein schweres Gewitter hinter dem Hügel emporstieg; es blitzte und donnerte schrecklich, der Sturmwind raßte im Wald und die Erde bebte so, daß der Tempel erschüttert wurde; auf einmal traf der Blitz den der auf dem Thron saß, er fiel herunter, und es traten einige hinzu, die ihn hinwegschleppten, und an der Seite des Hügels den steilen Felsen hinabstürzten. Jetzt war der Thron wieder leer, und Manzuel sagte: der hat seinen Lohn richtig empfangen.

Als sich Sturm und Ungewitter gelegt hatten, und der Himmel nur noch mit Gewölke überzogen war, so machte Cassem den Jachseb und seinen Sohn auf einen andern Jüngling aufmerksam, der an der Seite eines ehrwürdigen Greises, hinter ihnen neben dem Felsen heranstieg. Oft stand er still, und unterredete sich mit dem Alten, als wenn er sehr begierig von ihm lernen, und

seinem Herzen Geheimnisse entlocken wollte. Endlich kamen sie näher, und nun richteten auch diese ihren Blick auf Thron und Tempel. Nachdem der Alte seinen Zögling aufgemuntert hatte, die Laufbahn zu beginnen, so ging dieser mit langsamen und festen Schritten vorwärts. Auch diesem sprang der Löwe brüllend entgegen, allein der junge Held stand, und erwartete ihn festen Fußes, und als die grimmige Bestie mit aufgesperrtem Rachen sich gegen ihn aufrichtete, so liebkoßte er ihr, und streichelte sie mit den Händen, dadurch wurde der Löwe allmählig so besänftigt, daß er sich zu seinen Füßen legte.

Jetzt setzte der Jüngling seinen Stab weiter, und der Löwe begleitete ihn; kaum hatte er aber einen kleinen Weg zurückgelegt, so erschien wieder eine Schaar gewaffnete Männer, die ihn anzufallen suchten, er aber stand mannhaft da, und sahe sie an, auch der Löwe machte ihnen ein erschreckliches Gesicht, so als wenn er ihn beschützen wollte. Die Männer schienen indeß den jungen Held aufmerksam zu betrachten; endlich erkannten sie ihn, und nun rief einer unter ihnen: ist das nicht der kluge und wohlthätige Hirte, dem unser ganzes Land so viel zu verdanken hat? — er schützte unsre Heerden gegen Räuber und wilde Thiere, er kleidete unsre Nackenden, und speiste die Hungrigen, er nahm den armen Fremdling lieber auf als den Reichen; wo niemand rathen konnte, da rieth er weislich, und

wer ihm folgte, dem gings wohl; Brüder! er sey unser König, niemand verdient den Thron mehr wie er! — Darauf erzeigten sie ihm Ehrerbietung und zogen sich dann in den Wald zuruck.

Männlich, und vom Löwen begleitet, stieg nun der Jüngling die Fläche hinauf bis an den Fuß des Hügels.

Aber jetzt erfolgte ein anderer Auftritt:

Anstatt daß er nun vollends hinan kletterte, wandte er sich ruhig um, und schaute eine Weile in die Ferne. Endlich reckte er seine Hand aus, und rief: derjenige der dort kommt, ist des Throns würdiger als ich; Jachseb und Manzuel sahen sich um, und siehe! noch ein junger Mann kam an der Seite seines Führers neben dem Felsen herauf, und der Laufbahn entgegen; auch dieser wurde von den Bewaffneten angegriffen, allein als sie ihn erkannten, so sagten sie: auch der ist des Throns würdig, und zogen sich zurück. Dieser zweite Jüngling nahte sich dem am Hügel, und sie umarmten und küßten sich freundlich. Indem aber traten verschiedene sehr ansehnliche Männer neben dem Tempel hervor. Der Vornehmste unter ihnen rief die beiden Jünglinge hinauf, und sprach zu ihnen:

Ihr seyd beide des Throns würdig, aber nur einer kann ihn besitzen; nun ist aber der Wille des großen und erhabenen Gottes, daß einer unter Euch für das Vaterland sterben, und der andre

dann den Thron besteigen soll, jetzt kann jeder wählen was er thun will? —

Indem nun beide Jünglinge da standen und sich bedachten, fragte Cassem den Manzuel, was er thun würde?

Manzuel antwortete dem Einsiedler: Ein Thron im Paradies ist glorreicher und beständiger als dieser; ich wähle den Tod fürs Vaterland. Cassem herzte und küßte den Knaben, und Jachseb vergoß Thränen der Freude.

Indessen hatten auch die Jünglinge am Hügel gewählt, der erste entschloß sich zu sterben, und nun sagte der andre: ich habe nicht Muth genug den Tod zu wählen, ich bin also auch nicht werth zu regieren. Mit triumphirenden Mienen nahmen die Männer den Ersten und setzten ihn auf den Thron, und der Andre wurde ihm als Wesir zugesellt. Jetzt führte Cassem die beiden Fremdlinge wieder zurück in seine Höhle; bei dem Weggehn aber sagte Manzuel mit Thränen: nun ist der Thron besetzt! — Der Einsiedler lächelte und versetzte: es giebt noch mehrere Throne als diesen! ehe er nun Jachseb und seinen Sohn verabschiedete, sprach er zu dem Vater des Knaben: Höre mich, mein Bruder! bewahre deinen Sohn in der Demuth, und vertraue ihn den frommen Männern, die zu Saada gutartige Jünglinge Weisheit und Tugend lehren, die Vorsehung wird ihn selbst leiten, er hat meiner Führung nicht nöthig. Jachseb reiste nach Haus, und

folgte Cassems Lehren. Manzuel aber nahm mit den Jahren zu, an Erkenntniß und wahrer Frömmigkeit, so daß er bald als das Muster eines edlen jungen Mannes allgemein bekannt wurde.

Dieses Gerücht erscholl auch endlich bis zu den Ohren des Imam Mansors Königs von Yemen, er schickte also nach Saaba und ließ den Manzuel an seinen Hof holen. Hier betrug er sich nun so weise, daß ihn jedermann hochschätzte, und selbst der König liebte ihn dergestalt, daß er beständig um ihn seyn, und ihm in allem seinen Rath ertheilen mußte.

Imam Mansor hatte aber keinen Sohn, sondern nur eine einzige Tochter, die er nebst seinem Thron dem Jüngling zugedacht hatte, der allgemein für den edelsten und weisesten gehalten, und der es auch wirklich seyn würde. Zu dem Ende hatte er auch an seinem Hof eine ziemliche Anzahl junger Männer gesammelt, um sie zu prüfen, und sich dann aus ihnen einen Schwiegersohn und Thronerben zu wählen; allein unter allen war nur einer, der mit dem Sohn Jachsebs um den Vorzug stritte: Fartach ein junger Araber aus der Residenzstadt Sana war ihm in Ansehung seiner Tugenden und Weisheit ähnlich, daß es dem Imam unmöglich war, unter beiden zu wählen. Die Großen seines Hofes riethen ihm also, den Einsiedler Cassem zu besuchen, und sich seines weisen Raths zu bedienen. Mansor

folgte diesem Rath, und von ein Paar seiner Vertrauten begleitet, reiste er zum Gebirge El Ared, und zur Höhle des heiligen Mannes. Cassem sahe den Imam von weitem kommen, und sein scharfes Auge erkannte ihn. Er ging also dem König entgegen und empfing ihn ehrerbietig am Eingang seines Palmenwäldchens, führte ihn dann in seine Höhle, und fragte womit er ihm dienen könne? Der Imam trug ihm seine Sache vor, und bat ihn zu entscheiden. Jetzt erinnerte sich der Einsiedler des Sohns Jachsebs; König der Gläubigen! — fing er also an: Gott schenke dir den würdigsten aller Menschen zum Schwiegersohne und Thronerben, und da ich nicht zweifle, daß dein helles Auge zween der edelsten ausersehen habe, so lege beiden folgende Probe vor: Stelle dich sehr traurig, rufe eine allgemeine Fasten in deinem ganzen Reiche aus, und laß bekannt machen, daß Gott über deines Volkes Sünden so sehr erzürnt seye, daß Er den edelsten Jüngling zum Opfer fordere.

Dann laß deine beiden Lieblinge, in Gegenwart des ganzen Hofs und aller Großen des Reichs vor deinen Thron kommen, und sage ihnen: einer von ihnen müßte für das Volk sterben, und der andre solle dann deine Tochter haben, und der Erbe deines Königreichs werden. Derjenige nun, der das Opfer wählt, ist der Würdigste.

Du hast recht! antwortete Mansor, er beschenkte den Cassem königlich, um die Armen

damit zu erquicken, und reiste dann vergnügt nach Sana zurück.

Jetzt eilte der Imam mit der Probe, er ließ eine strenge Fasten und ein Bußfest von drei Tagen ankündigen, und verfuhr in allen Stücken genau so, wie ihm der Einsiedler gerathen hatte; als nun der König am dritten Tage des Abends auf seinem Throne saß, und sein ganzer Hof nebst allen Großen des Reichs um ihn versammelt waren; so wurden nun auch die beiden jungen Männer vorgefordert, sie kamen, und standen in der Ferne dem Throne gegenüber.

Kommt her meine Söhne! rief der Imam freundlich, und tretet dahin in die Mitte! — Jeder war neugierig, was dieser Auftritt zu bedeuten haben würde: denn Mansor hatte seinen Vertrauten bei Lebensstrafe verboten, nicht das geringste von Cassems Rath zu entdecken. Als sie nun da standen, und jedermanns Auge mit Liebe und Wohlwollen auf sie geheftet war, fuhr der König fort: Höret mich meine Söhne! die über mich und mein Volk erzürnte Gottheit will, daß Einer von euch zum Sühnopfer, und der Andre zum Gemahl meiner Tochter, und zum Erben meines Throns bestimmt werden soll, da mir nun einer so lieb ist wie der andre, so wählt ihr selbst zwischen beiden.

Der Imam schwieg, und jeder Zuhörer war ganz Ohr.

Fartach war äußerst bestürzt über diesen An-

trug, Manzuel aber nicht, denn er erinnerte sich seines ehmaligen Gesichts hinter der Höhle des Einsiedlers; mit ruhiger und heiterer Miene redete er also seinen Freund Fartach an: Bruder! Du bist älter und länger in Diensten als ich, entschließe dich zuerst, was du thun willst. Fartach versetzte mit äußerst traurigem und niedergeschlagenen Gemüth: Mächtigster Imam! hier kann ich nicht wählen, entscheide du selbst, oder laß das Loos entscheiden! Der König antwortete: weder ich noch das Loos kann das Opfer bestimmen, es muß durch freie Entschließung geschehen; was wählst du Manzuel?

Großer König der Gläubigen! erwiederte der Sohn Jachsebs: in meinen Knabenjahren führte mich mein Vater zum Einsiedler Cassem, um dessen Rath über meine Erziehung zu hören, dieser zeigte mir nun in einem Gesicht einen Thron in einem Tempel, den verschiedene Jünglinge zu besteigen suchten; der erste wich den Gefahren aus, der zweite eroberte ihn durch Blut und Tod, der dritte aber nahte sich ihm durch Weisheit und Tugend. Als sich nun noch ein Vierter zeigte, der auch des Throns würdig war, so legten beiden einige ansehnliche Männer die nämliche Probe auf, die du uns auch aufgelegt hast; da ich nun vermuthe, daß du dem, der das Opfer wählt, deine Tochter und deinen Thron bestimmen willst, so würde ich sehr ungerecht handeln, und mich an diesem meinem Freund schwer versündigen,

wenn ich das Opfer wählte, findest du also Fartach deiner Bestimmung würdiger als mich, so geschehe dein Wille, ich verlange dann nichts weiter als dir und deinem Reich ferner nützlich und angenehm zu seyn.

Mit freudiger Bestürzung erzählte nun der Imam die Geschichte seiner Reise nach dem Gebirge El-Ared nebst dem Rath des weisen Caßems, und fragte dann, welcher nun unter beiden der Würdigste sey?

Alle gaben mit hohem Erstaunen über die Redlichkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit des Manzuel diesem einhellig ihre Stimmen, selbst Fartach umarmte ihn und sagte: Du übertriffst mich so weit an Tugend und Edelmuth, als der Himmel die Erde, gönne mir nur die Ehre und das Vergnügen dein Freund zu seyn. Manzuel schwur ihm ewige Treue.

Nun wurde der Sohn Jachsebs der Eidam Mansors und sein Nachfolger im Reich, und noch immer bleibt des Imam Manzuels Andenken beim Volke im Seegen.

8.

Adelheid von der Heeß, oder: das Vehmgericht.

In den Gebirgen des Westerwaldes ragt eine Bergspitze über alle andern empor; man sieht sie allenthalben, so bald man aus den Thälern die buschigten Bergseiten hinansteigt. Wie dieser Berg den Namen die hohe Seelbach bekommen, das ist mir unbekannt; vermuthlich haben die Baronen dieses Namens, der nunmehr gänzlich ruinirten Burg, die auf der Spitze stand, denselben beigelegt, obgleich niemals ein Bach da geflossen, noch einer daselbst entstanden ist. So oft ich in meiner Jugend das Schloß Geisenberg besuchte, sahe ich dort gegen Südwesten die hohe Seelbach, und träumte mich dann in die graue Vorzeit zurück.

Dort wohnte ehmals der Junker Hans Diedrich Bohner von Hohen Seelbach. Er hatte ein Fräulein von der Heeß geheirathet. Sie hieß Adelheid, und war durch ihre Tugend, Frömmigkeit, Klugheit und Mildthätigkeit weit und breit berühmt. Ihr Gemahl gehörte unter die Klasse Menschen, von denen man weder Gutes noch Böses spricht; er pflegte das edle Weydwerk, erzog

erzog und dressirte Hunde und Pferde, und leerte bei seinen adlichen Nachbarn die Bierhumpen, die ihn dann auch wieder besuchten und weidlich mit ihm zechten. So verflossen seine ersten Ehstands-jahre ruhig, und Junker Hans Diedrich hatte keinen Wunsch mehr, als daß er dies Leben so bis ins höchste Alter möchte fortsetzen können; für jenes Leben war auch reichlich gesorgt; denn er hörte fleißig die Messe, so oft es wenigstens seine Jagdgeschäfte erlaubten, beichtete oft, und befolgte treulich, was ihm zur Absolution auferlegt wurde. Seine Gemahlin Adelheid besorgte indessen ihre Haushaltung gewissenhaft, und erzog ihr einziges Kind, den jungen Albert mit allem Fleiß zur Tugend und einem wahrhaft christlichen Wandel.

Zwölf Jahre hatte ihr Ehstand gewährt und ihr Sohn Albert war zehn Jahre alt, als die fromme Adelheid starb, und in dem Kloster Markheim in der Gruft der Baronen von Hohen Seelbach beigesetzt wurde. Hans Diedrich trug die schwarzen Kleider so lange als es der Wohlstand erforderte; dann vermählte er sich mit Brigitten von der Hube, welche genau das Gegentheil von der seeligen Adelheid war. Der junge Baron Albert litte am meisten bei dieser Veränderung: denn er wurde zum Gegenstand des tödtlichsten Hasses seiner Stiefmutter, und sein Vater bekümmerte sich nicht um ihn. Dieser Haß vermehrte sich noch um vieles, als Brigitte

selbst einen Sohn bekam, und nun keinen größeren Wunsch hatte, als den jungen Albert aus der Welt zu schaffen, damit ihr kleiner Walther Erbherr werden möchte. Ob nun ihr Bißchen Gewissen, oder die Furcht entdeckt zu werden, oder vielmehr die Obhut des Schutzengels die Ursache war, daß Alberts Leben unangetastet blieb, das ist nur allein dem Allwissenden bekannt. „In dieser Kreuzschule duldete und kämpfte Albert vier Jahre, als sich sein Schicksal auf einmal änderte. Gottfried, ein alter treuer Bedienter seiner seeligen Mutter, entdeckte, daß man Albert nach Trier in ein Kloster bringen, und dort zum geistlichen Stand zwingen wollte. Dies war nun dem ehrlichen frommen Alten in den Tod zuwider, denn er kannte das Wesen der wahren Christusreligion; seine seelige gnädige Frau liebte ihn, und da sie ein offnes treues Herz fand, so machte sie ihn mit ihren Geheimnissen bekannt; sie konnte sie ihm auch anvertrauen, denn er war äußerst verschwiegen, und seiner Herrschaft von Herzen ergeben; in damaliger Zeit war bei der äußerst verdorbenen Geistlichkeit das Bekenntniß des wahren praktischen Christenthums der Weg zum Scheiterhaufen. Dann war es Gottfried auch ein Gräuel, daß man Albert auf diese Weise von seinem väterlichen Erbe verdrängen, und den jungen Walther, in dem sich schon die Keime seiner schlechten Erziehung zeigten, an seine Stelle unterschieben wollte. Er bemerkte

schon von weitem die Anstalten, den jungen Baron nach Trier zu bringen, als er schleunig auf Mittel sann ihn zu retten. Dies war aber äußerst schwer, er flehte zu Gott um Licht in dieser wichtigen Angelegenheit, und dies leuchtete ihm auch auf seinem schmalen, dunkeln und gefährlichen Wege: zuerst suchte er Gelegenheit mit seinem jungen Herrn unbemerkt allein zu reden, und diese fand er, als sich beide auf einem einsamen entfernten Gang im Schloß begegneten. Hier entdeckte nun Gottfried dem jungen Albert was man mit ihm vorhabe. Der gute vierzehnjährige Jüngling wurde todtenblaß vor Schrekken, aber der treue Alte tröstete ihn, und rieth ihm jetzt auf der Stelle weg, und auf unbekannten Nebenwegen nach dem Kloster Keppel zu gehen, wo die Schwester seiner seeligen Mutter Wallpurgis von der Heeß Aebtissin war. Albert entfloh auf der Stelle; er hatte nur wenige Stunden zu gehen, und des nämlichen Abends in der Dämmerung kam er in gedachtem Kloster an. Er ließ sich als ein Fremder melden, der etwas sehr Dringendes mit der Frau Aebtissin zu sprechen habe, wurde vor das Gitter gelassen und gab sich ihr zu erkennen, er schilderte ihr rührend seine Lage, und die Ursache seiner Flucht aus dem väterlichen Hause, und die Aebtissin hörte ihm mit Mitleid und Erstaunen zu; endlich sprach sie: Lieber Vetter! ich kann dir keinen Schutz verschaffen, ich kenne die Verhältnisse, in

welchen dein Vater gefesselt ist; der Abt zu Markheim und die Familie von der Hube haben ein Komplot geschmiedet, dem zu widerstehen ich zu schwach bin. Albert traten Thränen in die Augen und seine Tante weinte mit ihm. Nach einigem Besinnen ließ sie ihren Förster rufen, sie kannte ihn als einen treuen und bewährten Mann, daher sprach sie zu ihm: Bertram! dieser mein Vetter ist in der äußersten Gefahr, bringe ihn an einen sichern Ort, aber ich mache dir zur Pflicht mir nicht zu sagen, wo er ist, damit ich nöthigen Falls einen Eid schwören kann, daß ich seinen Aufenthalt nicht weiß. Bertram nahm den Junker zu sich, und verbarg ihn die Nacht an einem sichern Ort, und des andern Morgens vor Anbruch des Tags ging er mit ihm auf das Schloß Geisenberg, welches nur anderthalb Stunden von Keppel auf einem hohen Berg an der Abendseite des Gillers liegt. Dies Schloß gehörte damals den Grafen von Nassau-Siegen, und wurde jetzt nur von einem Förster bewohnt, der Bertrams Bruder war und Siegfried hieß. Dieser nahm Albert willig auf, und versprach ihn so zu verstecken, daß ihn niemand hier ahnen solle. Geisenberg war aber ein Versammlungsort des fürchterlichen Vehmgerichts, und Siegfried ein geheimer Diener desselben; dieser war der rechte Mann den guten Junker zu verbergen, er brachte ihn an einen Ort im Schlosse, wo ihn gewiß niemand suchen, geschweige finden

konnte. Auch versahe er ihn mit Speisen, wozu er von seinem Bruder das nöthige Geld bekam.

Auf Hohen Seelbach aber entdeckte man nun bald Alberts Abwesenheit; alles gerieth in Allarm; Gottfried hielt sich ganz stille, und versahe seinen Dienst als wenn ihn das alles nicht anginge, auch hatte er sich immer so vorsichtig betragen, daß niemand einen Verdacht auf ihn haben konnte. Junker Hans Diedrich war äußerst aufgebracht, er lief im Schlosse umher, fluchte und schimpfte, und gab jedem die Schuld der ihm begegnete; allein was war da zu machen? Viel wurde beschlossen und wieder verworfen, und am Ende bliebs dabei, daß man nichts that, man beruhigte sich allmählig, und Albert wurde vergessen. Frau Brigitte aber ängstete sich in ihrem Herzen, denn Albert war nun aus ihrer Gewalt, und sie befürchtete nicht ohne Grund, daß er wohl dermaleins wiederkommen und schwere Rache an ihr nehmen könnte.

Aber auch Gottfried war nun nicht mehr ruhig, er beschloß daher, seinen Abschied zu nehmen, und seinen Junker aufzusuchen, damit er ihm dienen und mit Rath und That an die Hand gehen könne. Er kündigte demnach seinem Herrn an, daß er sein nun noch übriges Leben Gott widmen, und ein Waldbruder werden wolle. Hans Diedrich hatte nichts darwider, und nachdem er Gottfried seinen Abschied ertheilt, schaffte sich dieser ein Eremitenkleid an, nahm

einen Stab in die Hand und ein Gebetbuch, das noch ein Andenken seiner seeligen gnädigen Frau war, in den Sack, und wanderte in Gottes Namen fort und nach Keppel, wo er als Eremit bald Zutritt bei der Aebtissin erhielt, sich ihr entdeckte, und ihr dann den ganzen Hergang mit Albert erzählte, wobei er ihr noch vieles vertraute, das ihr bis dahin unbekannt geblieben war. Die Aebtissin hatte ihn oft bei ihrer Schwester gesehen, und ihn von ihr rühmen hören, sie dankte ihm also herzlich für seine Treue, versicherte ihm aber, daß sie Alberts Aufenthalt nicht wisse, auch nicht wissen dürfe, doch wies sie ihn an Bertram, dem sie einen Wink gab, nach welchem ihn dieser in sein Haus aufnahm. Unser Eremit legte sich nun den Namen Benedikt bei, und folgte Bertram des folgenden Morgens zu seinem Bruder auf den Geisenberg, und am Abend spät wurde er zu Albert geführt, der sich höchlich über seine Gegenwart freute, ihm aber auch zugleich klagte, daß er es nicht lange in dieser Einsamkeit aushalten könne, denn er habe nichts zu thun, und die lange Weile plage ihn erbärmlich. Benedikt tröstete und ermahnte ihn fleißig zum Erlöser zu beten, und sich ganz dessen Führung zu übergeben, so würde er Ruhe in seinem Herzen finden, und erfahren, wie herrlich nach vielen Prüfungen der Ausgang seyn würde. Diese Rede war Balsam auf das wunde Herz des guten Jünglings, und er gab sich zufrieden.

In den engen Thälern zwischen dem Geisenberg und dem Giller, baute sich Benedikt eine Zelle, sie wurde aber nicht fertig, denn nun trat ein anderer Mann auf den Schauplatz: an einem Morgen früh kam ein Ritter mit geschlossenem Helm und einigen Reitknechten auf dem Geisenberg an. Dieser gab Siegfried ein Zeichen, woran er erkannte, daß er zum Vehmgericht gehöre; aber nun kam der gute Mann in Verlegenheit, denn er fürchtete etwas gefragt zu werden, das er nicht sagen dürfe und doch als Diener des Vehmgerichts sagen müsse. Doch der Ritter kam ihm zuvor, denn er vertraute ihm, daß er entschlossen sey Albert zu retten und ihn zu seiner Bestimmung zu führen, dies verspräche er ihm auf Ritterehre; wenn er also den Junker in Verwahr habe, oder wisse wo er wäre, so solle er es ihm bei seinen Vehmpflichten anzeigen. Benedikt kam auch herzu, der Ritter mit dem verschlossenen Helm kannte ihn und versicherte ihm das Nämliche. Daher also auch Beide keine Schwierigkeiten machten, Alberts Aufenthalt zu entdecken. Hierauf fragte der Ritter Benedikt, ob er reiten könne und seinen jungen Herrn und ihn begleiten wolle? Benedikt erwiederte: ich habe lange meinem gnädigen Herrn als Reitknecht gedient, und nun deswegen meinen Abschied genommen, meinem Junker Albert zu dienen, so lang mir Gott das Leben fristet; jetzt schickte der Ritter seine Knechte nach Haus,

und behielt nur zwei Pferde nebst Zubehör für Albert und Benedikt zurück, dann verfügte er sich zu diesem, doch immer mit geschlossenem Helm und sprach: Junker Albert! Ihr müßt jetzt einen andern Namen annehmen, und mir an einen Ort folgen, wo Ihr in allem unterrichtet werden sollt, was einem edlen Ritter geziemt; Ihr heißt von nun an Philibert von der Rose, und Euer treuer Benedikt wird Euch begleiten; seyd getrost, fürchtet Gott, und seyd im strengsten Sinn des Worts verschwiegen in allem was Eure Familie betrifft, dies müßt Ihr mir auf Rittertreue schwören, dann wird es Euch noch wohl gehen. Albert freute sich höchlich und schwur gerne. Sobald es Nacht geworden war, begaben sich Alle drei auf den Weg, der sie über Attendorn in Westphalen nach Münster führte. Der Ritter öffnete nie seinen Helm, auch äußerte er mit keinem Worte, wer er war.

In Münster übergab er den Albert mit seinem Bedienten einem Freiherrn von Buchholz in treue Pflege und verließ ihn dann. Hier war es ihm wohl, er wurde mit allem Nöthigen versorgt, und seine Studien und ritterlichen Uebungen so geleitet, daß er innerhalb drei Jahren ein vollendeter Edelmann genannt zu werden verdiente. In der Hauptsache des Christenthums war und blieb aber Benedikt sein wichtigster Lehrer; er unterrichtete ihn, wie er die Gebräuche und Ceremonien seiner Kirche nützlich auf sein Herz an-

wenden, übrigens aber seine Grundsätze nur in seinem Wandel zeigen, und sie in Worten nur dann äußern müsse, wenn Schweigen Verläugnung seyn würde. Uebrigens empfahl er ihm die klügste Vorsicht, um seiner Kirche keinen Anlaß zum Verdacht der Ketzerei zu geben.

Albert war nun achtzehn Jahr alt, und nicht blos ein vollkommner Ritter, sondern auch, wenigstens nach damaligen Begriffen, ein gelehrter junger Mann; in seinem Wandel aber der tugendhafteste Jüngling seiner Zeit. Der Herr von Buchholz fand ihn also geschickt, seinen fernern Plan, so wie er ihm von dem Ritter mit dem geschloßnen Helm war aufgetragen worden, mit ihm auszuführen. Daher fing er einstmals in einem traulichen Gespräch an: Junker Philibert! es ist nun Zeit, daß Ihr euch in die Welt und auf Reisen begebt, alles ist dazu vorbereitet. Euer alter treuer Benedikt nebst noch zween Reitknechten werden Euch begleiten. So lang Ihr auf der Reise seyd, müßt Ihr den Namen, den Ihr jetzt führt, beibehalten, und Euch nie öffentlich unter Unbekannten mit offnem Helm sehen lassen. Ihr reist jetzt nach Sankt Gallen in der Schweiz, und meldet Euch bei dem Abt, welcher Euch wohl empfangen und ferner rathen wird.

Philibert freute sich auf die Reise, er versprach alles treulich zu befolgen, was ihm empfohlen worden, und begab sich mit seinen Leuten

auf den Weg. Um sein Vaterland zu meiden, nahm er ihn über Coblenz, Mainz, Stuttgardt und Constanz nach St. Gallen, wo er ohne den geringsten Zufall ankam. Der Abt empfing ihn freundlich, und nach einigen Tagen, in denen er sich nach Genüge ausgeruht hatte, gab er ihm ein versiegeltes Billet an die Priorin eines benachbarten Klosters, welches er nur von Benedikt begleitet, selbst überbringen sollte. Philibert befolgte diesen Auftrag auf der Stelle, und ritt mit einem Wegweiser und seinem treuen Benedikt nach besagtem Orte hin, wo er das Billet der Pförtnerin übergab, und sie bat, ihn bei der Frau Priorin zu melden; er wurde von ihr über einen langen Gang in ein abgelegnes Zimmer geführt und da mit Benedikt allein gelassen. In wenigen Minuten trat eine Dame herein, bei deren Anblick Philibert und sein Begleiter wie steinerne Bildsäulen da standen, sie näherte sich Albert, schloß ihn in die Arme und rief im höchsten Affekt: Gelobt sey der Herr mein Gott, der uns nach so schweren Prüfungen einander wiedergegeben hat! Benedikt fing laut an zu weinen, und schluchzte die Worte hervor: jetzt will ich gern sterben, nachdem ich dies Wunder erlebt, und meine liebe gnädige Frau, wie vom Tode erstanden, wiedergefunden habe. Die Rührung zwischen Mutter und Sohn und das Erstaunen des letztern war unaussprechlich. Beide bedurften der Erholung,

daher wünschte Adelheid, Albert möchte mit seinem Diener zu dem Schaffner gehen, dort ein Mittagbrod einnehmen, und dann Nachmittags wieder zu ihr kommen, doch empfahl sie ihnen von ihrer Entdeckung nicht das geringste merken zu lassen; diese Sorge war unnöthig, denn beide hatten so viel zu denken, daß ihren das Reden verging, sie gehorchten also und verließen Adelheid in einer Art von Betäubung; der Zwischenraum von hier bis zur festgesetzten Stunde schien ihnen eine Ewigkeit zu seyn, und als dieselbe herannahte, eilten sie mit beflügelten Schritten ins besagte Zimmer zurück. Adelheid hatte sich nun wieder erholt, und nach vielen wechselseitigen Umarmungen und heißen Küssen zwischen Mutter und Sohn, und den freundschaftlichsten Ergießungen gegen den treuen Gottfried, fing sie folgender Gestalt an: Mein Leben und meine Führungen sind so merkwürdig, daß sie wohl verdienen bekannt gemacht zu werden; nur jetzt ist es noch zu früh, denn der Bosheit ist ihre Macht noch nicht gelähmt, und das Maaß muß erst voll werden. Der Abt Cyrillus zu Markheim ist das Werkzeug der allerabscheulichsten Verbrechen. Gleich nach meiner Verheirathung mit deinem Vater fingen seine öfteren Besuche an; und da er meine religiösen Gesinnungen bemerkte, so verkleidete sich dieser Bösewicht in einen Engel des Lichts, er sprach mir viel von der Mystik, lobte mich sehr, daß ich die Schriften des Jo-

hannes a cruce, der heiligen Katharina von Genua, von Siena, des Franziskus von Sales und andre mehr zu meiner Erbauung gewählt hatte; kurz er wendete alle, auch die feinsten Mittel an, mich zu einem verbotenen Umgang mit ihm zu verführen, allein ich widerstand ihm unter Gottes Beistand fest und entschlossen, und als er endlich einstmals sehr zudringlich war, so trat ich sehr ernst vor ihn hin, und sagte: Herr Abt! Ihr seyd kein Priester Gottes unseres Erlösers, sondern ein Priester des Teufels, entfernt Euch im Augenblick und kommt mir nie wieder vor die Augen! Nun entfernte er sich, aber mit einem Gesicht, in welchem die ganze Hölle drohte.

Als ich nachher ruhig überlegte, wie ich den Abt behandelt hatte, so bebte mein Herz, denn seine ansehnliche Verwandtschaft, und seine Konnexionen in Rom und andern geistlichen Höfen, nebst seiner schlauen Gewandtheit, sich in alle Formen zu schmiegen, konnten mich für die schrecklichsten Folgen meiner Unbesonnenheit zittern machen, indessen ich verließ mich auf Gott, und flehte zu Ihm um Schutz und Bewahrung.

Bald nachher besuchte uns der Bruder meines Mannes, der Maltheser-Ritter Pharamund von Hohen Seelbach, der edelste Mann, der größte Held, und der erleuchteste Christ, ein Ritter ohne Gleichen. Dieser vortreffliche Mann

durchschaute alsofort mein Herz, meine Lage, und meine Verhältnisse, und ich empfand im Augenblick die Sympathie unserer Seelen, daher vertraute ich ihm auch, was zwischen mir und dem Abt vorgefallen war. Sehr bewegt sagte er mir: Gott stehe Euch bei! liebe Schwester! es stehen Euch große Prüfungen bevor, aber beharrt im Wandel vor Gott, und im innern Gebet, so wird der Lohn Eurer Treue herrlich und groß seyn. Ich vertraue Euch ein Geheimniß an, das Vehmgericht ist dem Abt auf der Spur, er steht im verbotenen Umgang mit Brigitten von der Hube, zwei Früchte desselben sind gemordet worden, einer seiner Mönche ist eingemauert, weil er die Schandthaten des Abts entdeckte, und ihn darüber zur Rede setzte, kurz, seine Verbrechen schreien gen Himmel, seiner Plane, die ins Große gehen, mag ich gar nicht gedenken. Das heimliche Gericht sammelt alle Beweisgründe, und wenn es sie hat, dann wehe dem Abt! darum seyd vorsichtig, liebe Schwester! ich werde im Verborgenen in der Nähe bleiben, den Abt genau beobachten, und zu Eurem Schutz immer bei der Hand seyn. So sprach der große Mann, und verließ mich. Albert unterbrach hier seine Mutter, und fragte: ob das auch wohl der Ritter mit dem verschlossenen Helm gewesen sey, der ihn vom Geisenberg abgeholt und nach Münster gebracht habe? Allerdings, der war derselbe, fuhr Adelheid fort.

Der Abt ließ mich von der Zeit an in Ruhe; er war mir immer höflich, und am Ende freundschaftlich, doch traute ich ihm nie, denn meines Schwagers Entdeckungen hatten mich zu tief in sein Gräuelherz blicken lassen. So verflossen die Jahre meines ohnehin traurigen Ehestandes; endlich wurde ich krank, meine Kräfte schwanden dahin, und ich verlor endlich mein Bewußtseyn; als ich aus diesem Zustand erwachte, befand ich mich in einem engen Kerker, der nur ein kleines vergittertes Fenster hatte, ich wußte nicht wo ich war, und fühlte mich äußerst schwach und elend, verlarvte Personen brachten mir Brod und Wein, von denen ich aber, all meiner Klagen und Bitten ohngeachtet, kein Wort heraus bringen konnte, das mich hätte beruhigen können. In dieser Lage war ich zwei Tage; am dritten aber bemerkte ich, daß zur Seite hinter der Wand gearbeitet wurde, bald brach man die Wand durch, und nun, erfuhr ich mit tödtlichem Schrecken, wozu ich bestimmt war, ich rief aus der Tiefe zu Gott und empfand hierauf eine seelige Ruhe, einen Frieden der sich durch mein ganzes Wesen verbreitete. Ich wurde eingemauert; betäubt harrte ich meiner Auflösung entgegen, als ich wieder Arbeiter von Außen vernahm, man brach die Wand abermals durch, zog mich aus meinem Kerker hervor, und mauerte das Loch wieder zu, dann wurde ich durch einen verborgenen unterirdischen Gang an die freie Luft gebracht und von zwei vermummten Männern in einen im

Wald wartenden Wagen getragen, ein Ritter mit geschloßenem Visir hielt daneben, und in ihm erkannte ich meinen edlen Schwager, der mir Erfrischungen im Wagen mitgebracht hatte, und mich dann hieher führte. Er hatte zween treue Männer unter den Klostergeistlichen, die dem Vehmgericht ins Geheim verpflichtet waren, und zugleich das Zutrauen des Abts besaßen, durch diese war das Einmauern und zugleich meine Befreiung bewerkstelligt worden. Es kam nun alles darauf an, daß man mich allgemein todt glaubte: denn der Schirmvogt des Klosters, Gerlach von der Hube ist ein sehr mächtiger Ritter, der mit Fürsten und Großen im Bündniß steht, und da er den Umgang des Abts mit seiner Schwester wußte, so wünschte er sie zu verheirathen; dazu verstand sich aber nicht leicht ein rechtschaffner Ritter, nur dein Vater war schwach genug, sich hintergehen zu lassen; aber auch er fängt nun an die fürchterlichen Gräuel zu durchschauen, er wehklagt und nimmt nun zu spät seine Zuflucht zu seinem edlen Bruder, der ihn tröstet, und zur rechten Quelle aller Beruhigung leitet.

Albert und Gottfried schauderten bei der Erzählung so vieler Verbrechen und der Leiden der geliebten Adelheid, aber sie dankten auch Gott von Herzen, für seine gnädige Leitung, und empfahlen sich ferner in seinen allmächtigen Schutz. Mutter und Sohn blieben nun einige Zeit zusammen, dann machte Albert eine Reise durch

die Schweiz und Vorder-Italien, und kehrte darauf wieder zu seiner Mutter zurück.

Endlich war denn auch die Zeit gekommen, wo die Verbrecher reif zum Gericht waren. Ritter Pharamund kam und brachte die Kundschaft, Adelheid und ihrem Sohne, daß sie nun bald wieder nach Hohen-Seelbach kommen und die langentbehrten Rechte in Ruhe genießen würden, aber sie müßten ohne weitere Fragen ihm unverzüglich folgen. Adelheid wurde in einem rundum bedeckten Wagen in einen dichten Schleier gehüllt weggeführt, und die Ritter Pharamund und Albert von Gottfried begleitet, ritten neben dem Wagen her.

Nachdem sie so das Würtembergische und Hohenlohische durchreist hatten, gelangten sie endlich an ein einsames Haus im Wald, hier hielten sie still, und Pharamund wies seinen Begleitern ein Zimmer an, und empfahl ihnen sich ganz stille zu halten, bis er um 9 Uhr Abends wiederkehren und ihnen sagen werde was ferner zu thun sey. Albert und Adelheid waren voller Erwartung der Dinge die da kommen sollten. Gottfried aber besorgte im Stalle seine Pferde.

Zur bestimmten Stunde erschien Pharamund wieder und sprach: Jetzt meine Lieben! werdet Ihr einem Auftritt beiwohnen, wobei Schrecken und Entsetzen sich Eurer bemächtigen wird, aber habt Muth, es wird Euch kein Haar gekränkt, und Eure Leiden werden herrlich legitimirt werden. Ihr werdet mit verbundenen Augen an einen Ort und

wieder zurückgeführt werden, von dem Ihr nach Eurer Rückkehr nie ein Wort entdecken dürft, sonst droht Euch Verlust des Lebens. Hierauf kamen acht verlarvte schwarzgekleidete Männer herein, verbanden ihnen die Augen und trugen sie dann in Sänften fort; ohngefähr nach einer halben Stunde stiegen sie aus, und wurden durch krumme Gänge und Treppen hinab an einen Ort gebracht, wo ihnen die Binde von den Augen gelöst ward; zwanzig schwarzgekleidete verlarvte Männer saßen hier an den Wänden herum auf steinernen Bänken, einige Kerzen beleuchteten matt die Gegenstände, und überall herrschte Todtenstille! — Endlich sprach ein Ritter, der oben an seinen Platz hatte: bringt den Baron Hans Diedrich von Hohen-Seelbach herein, er muß sehen, unter welchem Schlangengezüchte er gelebt hat, und wie die göttliche Gerechtigkeit Verbrechen bestraft! Er erschien und man löste ihm die Binde. Todtenbläße überfiel den Ritter, allein der Richter sprach ihm zu, versicherte ihn, daß er nichts zu befürchten habe und hieß ihn sich niedersetzen. Nun wurde das Gericht eröffnet und die Verbrecher hereingeführt, nämlich der Schirmvogt des Klosters Markheim, Gerlach von der Hube, dann der Abt, und endlich Brigitte von Hohen-Seelbach; auch ihnen wurden die Augen wieder geöffnet, und nun bemächtigte sich tödtlicher Schrecken der Unglücklichen, sie schwankten wie Trunkene und vermogten sich kaum aufrecht zu halten. Aber

ihr Ankläger trat auf, und las ihnen ihre Verbrechen vor. Schreckliche Dinge kamen hier zum Vorschein. Meuchelmorde, Kindermorde in Menge, Giftmischereien und gotteslästerliche Handlungen ohne Ende; auch daß Adelheid von Brigitten ein Bleipulver und bald darauf ein betäubendes Gift bekommen, welches ihr das Lebenslicht ausblasen sollte, daß sie aber in der Gruft wieder erwacht, welches von Mönchen bemerkt, und worauf beschlossen worden, sie einzumauern. Nachdem dies fürchterliche Register den Verbrechern vorgelesen war, so sprach der Richter: Alle diese Schandthaten und Verbrechen sind Wahrheit, die ihr nicht leugnen könnt. Alles ist durch Zeugen bewährt und gründlich untersucht. Brüder entscheidet! — Jetzt erhoben sich alle schwarzen Männer und sprachen ein dumpfes Wehe! Wehe! Wehe! über den Abt Cyrillus, über Gerlach von der Hube und über seine Schwester; alle drei wurden weggeführt und in einem Nebenzimmer hingerichtet. —

„Adelheid, Albert und Hans Diedrich führte man, nachdem sie wieder verbunden waren, nun zurück in das oben erwähnte einsame Haus. Als sie in ihrem Zimmer waren, und ihre Augen wieder brauchen konnten, erkannte auch Hans Diedrich seine Gemahlin und Albert, er war noch außer sich vor Schrecken und verstummte nun vor Erstaunen, er glaubte zu träumen, oder gar todt zu seyn, sein Bruder aber, der auch wie-

der herzukam, trat vor ihn hin und sagte: Siehe mein Bruder! Gottes Barmherzigkeit hat dir dein liebes Weib, das Weib deiner Jugend, und deinen Sohn aufbewahrt, und das ist die Frucht unsers Gebets für dich. Du lebtest bisher deinen sinnlichen Lüsten und empfandest nicht die Pflichten, die dir als Senior unsers Hauses, als Gatte und Vater obliegen. Hunde und Pferde waren dir mehr als Frau und Kind. Es konnte dir nicht unbekannt seyn, daß der Abt Cyrillus, der Schirmvogt und dein gottloses Weib in einer verbrecherischen Verbindung standen, das kümmerte dich aber nicht, wenn du nur deiner Jagd ungestört abwarten konntest, so war dir das Uebrige einerlei. Deine Unterthanen seufzten unter dem Drucke deiner Beamten, und wurden durch die Klostergeistlichen und Pfaffen für Ablaß und Seelenmessen bis aufs Blut ausgesogen. Du hättest sie schützen, und als ihr Hert christlich regieren sollen, dies hast du aber nicht gethan, sondern, wenn du deine Frohndienste und Steuern bekamst, warst du zufrieden, alles andre ging dich nicht an. Du hast wohl zu Zeiten arme Wittwen, die um Hülfe und Schuz bei dir flehten, mit Hunden aus dem Hof gehezt, wenn sie gerade nicht recht kamen, oder du durch sie in einer Liebhaberei oder einem sinnlichen Genuß gestört wurdest; du sahest die Frömmigkeit deiner Adelheid, und hörtest ihr Gebet, aber das rührte dich nicht, du lachtest und spottetest wohl noch darüber, und sahest nicht ein-

mal recht zu, als man dir sagte, dein gutes Weib sey gestorben; im Grunde war es dir lieb, denn dein thierischer Sinn war durch den Abt schon auf Brigitten geleitet, ehe noch Adelheid von ihr war vergiftet worden. Du bist ein Mann von Verstand, und konntest wissen, daß ein solcher sataniſcher Bösewicht, wie der Abt, keine Sünden vergeben könne, und doch gründetest du deine Seligkeit auf seine Absolution. Bruder! was wäre aus dir geworden, wenn dich die göttliche Gerechtigkeit auf einmal aus dem Lande der Lebendigen vertilgt hätte? Denke doch nicht, daß die Kirche durch den Satan Sünden vergeben könne, und daß überhaupt keine vergeben werden, so lange das Herz nicht geändert wird und zu sündigen aufhört. Du weist, kannst es wenigstens wissen, wie kläglich es im heiligen römischen Reich aussieht — Wer soll die herrschenden Verbrechen des Adels, der Machthaber und der Geistlichkeit strafen? — Dem Kaiser sind die Hände gebunden, der Pabst und die hohe Geistlichkeit mögen nicht, denn sie sind größtentheils selbst Verbrecher, und sie finden ihre Rechnung bei dieser traurigen Verfassung; darum mußten edle Männer und wahre Ritter das strenge heimliche Gericht stiften, um an Gottes Statt dem Laster Einhalt zu thun, und die Unschuld zu retten. Du hast nun sein Verfahren gesehen, und hast große Ursache diesen Männern zu danken, daß sie dir dein frommes Weib und deinen hoffnungsvollen Sohn gerettet und erhal-

ten haben. Beide hast du nun wieder, und es wird auf dein Betragen ankommen, in wiefern dein zukünftiges Leben ruhig und gesegnet werden soll.

Hans Diedrich war durch das unterirdische nächtliche Vehmgericht und durch die Hinrichtung der drei Personen so erschüttert worden, daß er zitterte und bebte, und diese Rede seines Bruders hatte ihn vollends so weich gemacht und zermalmet, daß er auf den Boden hinsank, und zu Gott, seiner Frau, seinem Bruder und seinem Sohn um Gnade, Vergebung und Erbarmen flehte. Alle hoben ihn auf, sicherten ihm völlige Vergebung zu und umarmten ihn mit der zärtlichsten Liebe. Von diesem Augenblick an war der Baron ganz verändert, er wurde der zärtlichste Gatte, der beste Vater, der beste Regent, und ein wahrer Christ. Pharamund begleitete alle drei nach Hohen-Seelbach; nach wenigen Wochen reiste er zwar wieder fort, doch besuchte er sie zuweilen, und freute sich ihres Glücks. Das Verschwinden der drei Personen machte freilich Aufsehen, aber niemand rührte sich, weil Jedermann die Ahndung des Vehmgerichts fürchtete.

Es giebt kein Vehmgericht mehr, wir bedürfen aber auch keins, denn der Richter hat sich aufgemacht um selbst zu richten. Die Füße des Kelterreters von Bozea sehen sehr blutig aus. Menschen! Brüder! macht Frieden mit Ihm.

9.

Konrad der Gute.

„Nun hör' Konrad! sagte der alte Vinzenz, und warf einen Gürtel mit Geld auf den Tisch — sieh, da hast du zweihundert Thaler. Laß dich aber nicht übers Ohr hauen! Gieb wohl acht, daß der Gaul nicht dämpfig ist, nicht die Mauke oder die Gallen hat. Du mußt das doch nun verstehen; du bist schon fünf und zwanzig Jahr alt. Ja, wie ich so alt war . . . Aber hör', den Doggen, den Sultan nimm mir mit. Am Seil, verstehst du? Und dann Morgen um zwei Uhr fort."

Konrad hörte das dienstwillig an. Gut, Vater — erwiederte er; ich werde thun, was ich kann. Auch werdet ihr deshalb, wie ich hoffe, keine Sorgen haben.

„Nun ja, ja! brummte der Alte. Man weiß wohl, wie das mit euch jungen Leuten ist. Gar früh wollt ihr alten Verstand haben, und dann fehlt es doch immer noch sehr. — Als ich so war wie du — ja da!" —

Konrad schwieg, nahm den Gürtel, ging und legte sich schlafen. Um ein Uhr stand er auf und weckte die Küchenmagd, welche ihm eine

kräftige Biersuppe kochen und einen tüchtigen Pfannenkuchen dazu backen mußte: denn so hatte es die sorgsame Mutter Abends vorher vero net. Er ließ es sich wohl schmecken, schnallte den Gürtel um, nahm seinen Sultan an die Leine und stieg nun fröhlich den Berg hinan.

Konrad war einer von den wirklich seltenen Bauernsöhnen, die Organe für das Schöne und Große in der Natur haben. Er war so glücklich gewesen, dem Hauslehrer der jungen Herrschaft zu gefallen, deren Güter sein Vater in Pacht hatte: und dieser vortreffliche Mann bildete seine vielversprechenden Anlagen sorgfältig, aber mit beständiger Rücksicht auf seinen Stand und seine muthmaßlichen künftigen Verhältnisse aus. Konrads Augen sahen allenthalben in der Schöpfung die Hand des ewigen Vaters; seine Ohren hörten den leisen Fußtritt der wandelnden Gottheit; sein Herz bebte von Wonnegefühlen, wenn der Alliebende aus jedem seiner Werke zu ihm redete. Sein ganzes Wesen war noch unschuldig, seine Einbildungskraft noch unvergiftet. Ans Heirathen hatte er bis jetzt nie ernstlich gedacht; er wußte, daß ihm dies wenig helfen würde, denn sein Vater hatte ihm ein für allemal gesagt: er brauche sich dessen nichts einfallen zu lassen, bis er ihn dazu auffordere. Konrad war zwar fest entschlossen, sich keine Frau aufdringen zu lassen, aber auch keinem Mädchen die Ehe zn versprechen, wofern seine Eltern nicht ihre völlige Zustimmung

gäben. Diesem Vorsatz war er bis dahin treu geblieben.

Der Morgen, an welchem Konrad auf den Pferdehandel ausging, war einer der schönsten, die der junge Mai in all seiner Fülle hervorzubringen vermag. Und Konrad — war einer der schönsten Jünglinge seiner Gegend. Aufgeschossen wie die Tanne herrschte in allen Gliedern das vollkommenste Ebenmaaß; die Farbe der Gesundheit blühte auf seinen Wangen; blondes starkes Haar kräuselte sich um seine Schläfe; im dunkeln Blau der Augen glühte inniges Gefühl und reines Wohlwollen. Der Maimorgen und Er paßten vortrefflich zusammen. — So wie er über die Felder hinan oben an den Kranz des Buchenwaldes kam, stieg der Ocean des Lichts hinter dem holdäugelnden Morgenstern über und zwischen dem sanft bewegten jungen Grün des Hains empor. Drei oder vier Nachtigallen sangen im zarten Laube ihr Rezitativ, und die Merzamsel fiel zuweilen mit ihrem Baß in dasselbe ein. Hinter sich, gegen Abend, sah unser Wanderer über den Nebelstrom hin, der weit und breit, als ein feines Gewebe, durch die Thäler hinfloß. Der Mond, dem nun — wie der Landmann sagt — auch der rechte Backen zu schwellen anfing, sank eben hinter einen Felsenriff, blinzelte aber doch noch einmal durch eine Spalte des Gesteines hindurch, und hauchte Konrad, gleichsam noch in der

Thür, eine glückliche Reise zu, womit er dann vollends seinen stillen, traulichen Nachtweg fortsetzte.

Unser Freund empfand dies alles tief; seine Brust wurde dadurch erweitert; sein ganzes Wesen gehoben. Freudig schritt er vorwärts über die Höhe des Berges, und fing schon an ins nächste Thal hinab zu steigen, als die Königin des Tages vollends hervortrat. Allenthalben zeigten sich die Spuren der erwachenden Geschäftigkeit. Hier langsam und gebückt einherschleichende Ochsen, die einen Pflug oder eine Egge schleppten, und nebenher der Bauer, der entweder eine Pfeife rauchte, oder an seinem Morgenbrod kaute. Dort lange Reihen brauner und schäckigter Kühe, die mit Schellengeklingel vor ihrem Hirten her auf die Weide zogen. Nun — fröhliches Gewimmel von thätigen Händen in Feld und Gärten; dann — drückende Hitze, Mittag, Labung im ländlichen Wirthshause, Fortsetzung des Weges, und endlich — Konrad ging irre im Walde, ohne daß es ihm möglich war, sich wieder zurecht zu finden. Die obern Gegenden seines Vaterlandes bestehen aus einem holzreichen Gebirge, in welchem hin und wieder einzelne kleine arme Dörfer zerstreut liegen, die lediglich von Kohlbrennern bewohnt werden. An der Morgenseite dieses Gebirges ist eine Stuterei, welche das Ziel von Konrads Reise war. Nun hatte man ihm einen geradern Weg gezeigt, als der war, den er wußte. Anfangs ging es gut, bald aber kreuzten sich so viele Wald- und Holz-

wege, daß er den rechten verfehlte und zu viel links in die Berge gerieth. Der gute Jüngling lief hin und her, der Tag begann sich zu neigen und keinem seiner Sinne zeigte sich auch nur die mindeste Spur von einem bewohnten Orte. Es fehlte ihm sonst zwar nicht an Herzhaftigkeit, aber doch wurde es ihm etwas unheimlich, und das wohl hauptsächlich um der schönen Summe Geldes willen, die er bei sich führte. Auch ist es eben kein Vergnügen, unter oder auf einem Baume die Nacht über herbergen zu müssen, wenn man sich müde gegangen hat und Hunger und Durst empfindet. Solche kleine Zufälle aber müssen in der Hand der Vorsehung oft Mittel zu einem großen Zwecke werden. Und das geschah auch hier, wie die Folge lehren wird. Konrad gerieth, da es eben anfing zu dämmern, auf einen Holzweg, der nach und nach gangbarer wurde, und ihn endlich vor ein Dörfchen brachte.

So wie er dasselbe erblickte, wurde er wieder heiter, und musterte die wenigen Häuser der Reihe nach. Unwillkührlich ruhte sein Blick auf einem, das zunächst rechter Hand unter einem Hügel stand. Dorthin beschloß er zu gehen, und um eine Nachtherberge zu bitten. Dem gemäß trat er durch den Hof in die Hausthüre, fand alles zwar ärmlich, aber in hohem Grade rein und ordentlich. Da sich niemand meldete, ging er weiter und öffnete die Stube.

Auf der Schwelle blieb Konrad stehen und starrte

hin. Der Anblick, welcher sich ihm darbot, traf sein Innerstes. Thränen der Rührung füllten seine Augen; er stand unbeweglich und seine Stimme versagte ihm schier ihre Dienste. Endlich konnte er im weichsten Tone hervorbringen: „Guten Abend! Gott sey mit euch!"

Ein fast sterbender langer, hagerer Greis saß dort gegenüber in einem alten gebrechlichen Lehnstuhl zwischen Kissen. Alle seine wenigen noch übrigen Kräfte mußte er anstrengen, um eine Handvoll Luft in seine fast zerstörte Lunge hinab zu arbeiten. Seine Füße waren, bis an die Kniee hinauf dicht umwunden; aber auf seinem Antlitz ruhte Morgenglanz der Ewigkeit. Aus seinen Augen strahlte hoher Gottesfrieden, und das Lächeln seiner Lippen zeugte von Ahnung künftiger Glückseeligkeit. Dies war der Anblick, der so tief auf unsern Konrad wirkte. Es kamen aber noch zwei interessante Figuren hinzu, welche das Gemälde ungemein erhöhten. Auf der linken Seite des sterbenden Kohlenbrenners nämlich saß ein ältlicher, sauber doch nur bürgerlich gekleideter Mann, der mit ruhiger, aber feierlicher Miene den Puls des Kranken beobachtete. Konrad war zwar kein Kenner von Physionomieen, dennoch fand er in den Zügen dieses Unbekannten etwas Erhabenes, Ehrfurcht einflößendes, das er bis dahin noch in keines Menschen Angesicht bemerkt zu haben glaubte. — Auf der andern Seite des Greises stand ein junges, ländlich aber sehr rein gekleidetes Mädchen, von etwa zwei und zwanzig

Jahren. Sie war das einzige Kind des Sterbenden, und seine treue Pflegerin. Mit einem sanften, leidenden Blick stand sie über den Vater hergebückt, so daß sein Kopf an ihrer Brust ruhte. Mit der rechten Hand hielt sie seine Stirne, mit der linken sein kahles Hinterhaupt, um dadurch die Kopfschmerzen zu lindern, welche ihm das beständige Husten verursachte. Das Gesicht des Mädchens war nicht vollendet schön, dagegen trug es das deutliche Gepräge von Sittsamkeit, Tugend und Verstand. Sein Wuchs war schlank, voll und gerundet.

Konrad wurde, wie gesagt, vom Rührenden der Gruppe getroffen. Seine innere Bewegung malte sich in seinem ganzen Wesen. Dies und der Ton seines Grußes, machte die drei Personen im Zimmer aufmerksam; sie dankten ihm freundlich und die Tochter fragte: „Was ist Euer Begehren?" — Konrad erwiederte mit kurzen Worten; er sey vom rechten Wege ab, und durch einen Zufall in dies Dorf gekommen. Er suche ein Obdach für diese Nacht; habe deßhalb bei ihnen anfragen wollen; finde sie aber in solchen Umständen, daß diese Frage schon zu viel wäre.

Der Kranke richtete einen freundlichen Blick auf Konrad und stöhnte heiser die Worte hervor: „Wer so fühlt und — grüßt — wie — wie ihr, der — der bleibt in — meiner Hütte, wenn . . . . ." Weiter konnte er nicht. Die

Tochter nahm das abgebrochne Wort auf und fuhr fort: „wenn er mit einem guten Strohlager, mit einer Schüssel Milch, mit Kartoffeln und einem Butterbrod zufrieden ist.“

Von Herzen gern! versetzte Konrad. Aber Ihr guten Leute seyd doch jetzt in einer Lage, wo man Euch nur allzuleicht beschwerlich wird. Der Kranke schüttelte den Kopf; die Tochter sagte: „ganz und gar nicht;“ und der Mann zur Linken fügte lächelnd hinzu: wir beiden Gäste quellen die Kartoffeln ab, während die Jungfer das Uebrige bereitet. Wir lassen es uns schmecken; legen uns zeitig auf die Streu, sind dann niemand im Wege, und können diesen redlichen Leuten vielleicht selbst noch hülfreiche Hand leisten. Konraden behagten diese Aeußerungen. Es fing ihm an heimathlich zu werden. Das geschieht so leicht, wenn Seelen von einerlei Stimmung, Menschen von gleicher Denkweise zusammentreffen. Es bedarf keiner weitläufigen Erklärung; sie ahnen, fühlen, verstehen sich. — Konrad nahm also, ohne fernere Umstände auf einem dreibeinigen Stuhl, ohne Lehne, Platz, der neben dem Ofen stand.

Indem ging der Paroxismus des alten Reinhards vorüber. Seine Tochter Hildegard konnte also selbst die nöthigen Anstalten zur Bewirthung ihrer Gäste machen. Sie that das mit der ihr eignen Freundlichkeit, Munterkeit, Gewandheit. Konrad merkte auf jede ihrer

Bewegungen, und gestand es bei sich selbst, er habe nie ein Landmädchen gesehn, das Hildegard in seinem Betragen gleich kam. Je mehr er sie betrachtete, desto lebhafter wurde in ihm der Gedanke: wie glücklich wärst du, wenn eine solche Hildegard deine Frau würde! Aber, sagte er bei sich selbst, dein Vater wird es nie zugeben, daß du eines Kohlbrenners Tochter heirathest und sie in sein Haus bringst. Dagegen fiel ihm wieder ein: mein Vater ist nur ein Pachter; er würde mich also auch leicht bei sich ins Haus verheirathet wissen wollen. Folglich kann es ihm auch ziemlich gleichgültig seyn, welche ich nehme. Ich brauch' im Grunde wohl nicht so gar viel nach ihm zu fragen. — Doch klopfte er dieser Schlange, gleich beim Hervorgucken, auf den Kopf, und sagte zu sich selbst: „Konrad, du bist ein Narr! Weist du doch gar nicht einmal, ob das Mädchen dich haben möchte, oder ob es nicht vielleicht schon versprochen ist?" Inzwischen war das Abendessen fertig geworden, und die dampfenden Schüsseln unterbrachen das Selbstgespräch des guten Jünglings.

Reinhard, der kranke Köhler, befand sich diesen Abend so wohl, und war so heiter, daß die drei Menschen, welche jetzt um ihn waren, sich herzlich darüber freuten. Sie würzten ihr frugales Mahl mit einem angenehmen Gespräch, zu welchem insbesondere der fremde Mann viel beitrug. Als gegessen und Hildegard, zu Besorgung

einiger häuslichen Geschäfte, hinausgegangen war, begann der Kranke: Herr Doktor! zwischen uns beiden ist es also ausgemacht, daß ich keine vier und zwanzig Stunden hienieden mehr leben werde. Ich freue mich unaussprechlich auf den Willkomm in der Heimath dort oben, wo ich meine gute Frau und acht meiner Kinder wiederfinden werde. Seit funfzig Jahren hab' ich mich ernstlich bemüht, auf den Wegen Gottes zu wandeln. Doch bin ich weit von der Behauptung entfernt, daß ich es zur christlichen Vollkommenheit gebracht hätte. Aber Gott und mein Erlöser werden mir gnädig seyn in der ernsten Stunde. Des festen Glaubens bin ich, und darum freu' ich mich meiner Auflösung. Nun hab' ich aber noch meine Hildegard. Sie ist brav und fromm, hält sich zu Gott, und Der wird für sie sorgen. Inzwischen möcht' ich auch das Meinige für sie thun, eh und bevor ich sie so ganz allein zurücklasse. Sehn Sie Herr Doktor! Das Mädchen ist alt genug zum Heirathen; sie muß es auch, um ihrer Lage willen, bald thun. Gehn Sie ihr dabei mit Ihrem guten Rath zur Hand, und sorgen dafür, daß der Bursche, den sie nimmt, ein stiller, ordentlicher Mensch und ein guter Wirth sey. Hildegard erbt dies Haus und dabei ein Gütchen, auf dem acht bis zehn Stück Vieh gehalten werden können. Dies alles ist völlig schuldenfrei, aber auch kein Heller Geld vorräthig. Ich bin so lange krank gewesen, daß mein Sparpfennig

darüber aufgezehrt ist. Nur so viel wird noch da seyn, daß meine morsche Hülle mit Ehren kann unter die Erde gebracht werden. Lieber Herr Doktor! Sie haben sich an mir als Bruder bewiesen: seyn Sie der Vormund meiner Hildegard!

Der Doktor reichte ihm die Hand und sagte: Reinhard mein Bruder! Hildegard ist von jetzt an meine Tochter.

Der Blick des leidenden Patriarchen, mit welchem er seinen Dank aufwärts sandte, war des Pinsels eines Raphaels würdig. — Konrad betrachtete bald den Einen bald den Andern; Thränen perlten an seinen Wimpern; und gern hätt' er ein Wörtchen mitgesprochen. Der Doktor hatte ihn den ganzen Abend genau beobachtet, und sehr richtig über dasjenige geurtheilt, was in seiner Seele vorging. Er wollte dem guten Jüngling zu Hülfe kommen, und erkundigte sich deßwegen theilnehmend nach seiner Heimath, nach seinen Eltern, nach seiner Denkweise u. s. f. Konrad entfaltete, in seinen Antworten, ein so edles Herz, einen so gesunden Verstand, so viel offne Redlichkeit und ungeheuchelte Frömmigkeit, daß der Doktor ihm, mit sichtbarer Rührung die Hand drückte; der alte Reinhard aber sein Silberhaupt einmal über das andre, beifällig vorwärts neigte. Unserm Freunde hingegen war gerade so zu Muthe, als ob er in der wilden Fremde ein paar sehr liebe Verwandten getroffen hätte; und

schon

schon überlegte er bei sich selbst, ob er ihnen nicht die innersten Gefühle seines Herzens anvertrauen sollte? Doch hielt ihn der Gedanke einer Unschicklichkeit zurück. Es kam ihm so vor als wenn es sich nicht ziemte, in der Seele eines Sterbenden solch eine neue, interessante Ideenreihe anzuknüpfen. Diese Worte dachte er freilich nicht, aber wohl die Sache. Er schwieg daher, und that gut daran. — Hildegard war inzwischen fertig geworden. Der Altvater wurde in die Kammer und auf sein Bett gebracht. Hildegard hatte sich vor demselben eine Ruhestätte bereitet; und die beiden andern empfing in der Stube ein duftendes Strohlager, mit schönen Betttüchern bespreitet und durch Kissen bequemer gemacht. Reinhard genoß einer ruhigen Nacht, und die Uebrigen mit ihm. —

Konrad würde gerne noch einen Tag in der Hütte dieser Gerechten verweilt haben, allein er hatte Vorwürfe seines Vaters zu erwarten, wenn er nicht zur bestimmten Stunde wieder eintraf. Er aß also des Morgens, bei Sonnenaufgang, mit dem Doktor und seiner liebenswürdigen Wirthin eine süße Milchsuppe, ging dann in die Kammer und drückte, mit stiller Rührung, dem eben erwachten Greise die Hand. Das Nämliche that er Hildegard und dem Doktor, und war nun im Begriff zu gehen, als Reinhard ihn zurückrufen ließ, ihm nochmals zitternd die Hand reichte und sagte: „Lieber, junger Mann,

es ist etwas in meiner Seele, das mich zu Dir hinzieht! Bleib fromm und gut, damit ich Dich einst am Throne Gottes wiederfinden und umarmen kann." Konrad erwiederte: das war immer mein Vorsatz, Vater Reinhard! Und hier in Eurem Hause ist er aufs neue befestigt worden. Gedenkt meiner, wenn Ihr nun bald über alles Leiden, alle Noth erhaben seyd. —

Reinhard lächelte und fing wieder an zu schlummern.

Konrad eilte an die Thüre.

Doktor. Weist Du auch den Weg?

Konrad. Nein; ich will aber schon im Dorfe jemand fragen.

Doktor. Das ist unnöthig. Ich geh' eine Strecke mit Dir, bis Du nicht mehr irren kannst.

Wem dies gefunden war — das war unser Freund. Sogleich beschloß er seinem Herzen Luft zu machen. Sie traten die Wanderschaft an.

Konrad. Das sind denn liebe Leute dort im Hause! Ich freu' mich sehr, daß ich mich gestern Abend verirrt habe.

Doktor. Es sind vortreffliche Menschen. Die Lebensgeschichte des alten Kohlbrenners ist ein Zusammenhang von Wohlthätigkeit und vollendeter Christentugend. Ich kenne wenige seines gleichen. Dabei liegt unter seiner äußern Einfalt ein solcher Schatz von Erkenntniß, von wahrer Erleuchtung verborgen, daß ich mich oft darüber verwundert habe. Mit seiner Tochter ist es nach

Verhältniß ihres Alters und Geschlechts der nämliche Fall.

Konrad. (der nicht länger an sich halten kann) Herr Doktor! dürft' ich Ihnen wohl mein Herz entdecken? Sie sind ja ihr zweiter Vater......

Doktor. (sehr freundlich) O ja!

Konrad. Ich muß Ihnen gestehen, Herr Doktor, daß ich kein größeres Glück kennte, als wenn ich Hildegard mein Weib nennen dürfte. Es ist freilich wahr, ich kenne sie erst seit wenigen Stunden, allein sie hat in diesem kurzen Zeitraum einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht. Sie hat etwas in ihrem Wesen, das ich nicht zu nennen weiß, von dem ich mich aber nicht ohne bittres Heimweh trennen kann. Es ist etwas, das Eheleute auch dort noch zusammenbindet, wo es keine Ehen mehr giebt.

Doktor. Heil Dir, edler Jüngling, daß Du dies zu empfinden fähig bist! Du bist meiner Hildegard würdig. Aber — was willst Du treiben? womit wolltest Du euch ernähren?

Konrad. Ueber dies Hügelchen wollten wir bald weg seyn, wenn nur einmal die Hauptklippe erstiegen wär'. Aber mein Vater giebt es nicht zu, daß ich eines Köhlers Tochter heirathe, die nur Haus und Gut und nicht auch baares Geld hat.

Doktor. So! — das steht also im Wege. Ist denn Euer Vater ein so abscheulich reicher Mann?

Konrad. Behalten Sie doch ihr bisheriges: Du! bei, Herr Doktor! So sehr reich ist mein Vater nun wohl nicht; aber er möchte es gerne werden.

Doktor. Wie hoch schlägt er Dich denn ohngefähr an?

Konrad. Verzeihen Sie; — — ich höre denn doch nicht gern in dem Ton von meinem Vater reden.

Doktor. Brav, sehr brav, junger Mensch! — Vergieb, es war Uebereilung. Aber mein Innerstes empört sich jedesmal, wenn ich nur an diesen Schlag von Menschen erinnert werde, weil .... Ich darf nicht weiter. — Deine Hand, Konrad!

Konrad. Sie beschämen mich. — Aber Sie wollten gern wissen, was ein Mädchen wohl haben müsse, das ich nehmen dürfte? Eigentliches kann ich davon nicht sagen. Mein Vater hat sich nie bestimmt darüber gegen mich ausgelassen.

Doktor. Ich will Dir einen Rath geben. Erzähl' sobald Du nach Hause kommst, Deinem Vater der Wahrheit gemäß die ganze Geschichte. Sag' ihm, Hildegard sey eine einzige Tochter; ihre Eltern wären gestorben (wenn Du zu Hause bist, kannst Du dies getrost behaupten), sie besitze ein schuldenfreies Gut, auf dem acht bis zehn Stück Vieh können gehalten werden; und das will in dieser rauhen Gegend viel sagen; zudem

habe sie noch baares Vermögen, Du wüßtest aber nicht, wie viel.

Konrad. Baares Geld? Reinhard sagte ja, er hinterlasse keines.

Doktor. Ganz recht. Er und seine Tochter wissen nichts von dem, was ich Dir vertraue. Die Sache hängt folgender Gestalt zusammen. Der alte Reinhard hat einst einem wohlhabenden Manne einen sehr, sehr wichtigen Dienst geleistet. Dieser will nun der Tochter, wenn sie heirathet, eine hübsche Summe zur Aussteuer geben.

Konrad. Das ist edel von dem Manne. Doch muß ich Ihnen gestehen, daß, wenn ich alles genau überlege, ich immer noch an einem glücklichen Ausgang zweifle. Trüg' ein Dritter das Ding meinem Vater vor, ohne daß ich dabei wär' — ja dann! Er darf aber auf keine Weise gewahr werden, daß es mein Anschlag ist. Vielleicht beföhl' er mir dann ohne weiteres, Hildegard zu heirathen. Er hat von Natur eine etwas finstere und strenge Gemüthsart, und sein ehemaliger Sergeantendienst hat seine Begriffe von Subordination und Gehorsam noch um vieles vergrößert. Nach seiner Denkweise muß kein junger Mensch es sich herausnehmen wollen, selbst seine Gattin zu wählen, so lange er noch Eltern hat, die dies für ihn thun können. Die gehen, wie er sagt, mit Ueberlegung und Vernunft zu Werke, während die

Jugend nur auf Leidenschaft und Sinnlichkeit hört.

Doktor. Ich begreife Dich. Nun, sey ruhig. In weniger als acht Tagen befiehlt Dir dein Vater, die Hildegard zu heirathen. Ich kenne den Mann schon ganz.

Konrad. Bester, liebster Herr Doktor! mein ganzes Leben lang will ich Ihnen dafür danken. Aber — da fällt mir wieder ein schwerer Stein aufs Herz. Es ist ja noch eine große Frage, ob mich Hildegard haben will?

Doktor. Das ist gar keine Frage. Ich stehe Dir dafür. Aber auf mein erstes Pünktchen muß ich zurückkommen. Womit willst Du Dich und dein Weib ernähren?

Konrad. Mit der verbesserten Landwirthschaft. — Und nun begann unser Freund einen längst im Stillen entworfenen Wirthschaftsplan mit solcher Begeisterung und so lichtvoll zu detailliren, daß der Doktor darüber erstaunte und mit Gewißheit ahnete, Konrad werde in diesem Fache für seine Gegend Epoche machen, und ein bedeutender Mann in seinem Vaterlande werden. Er ließ ihn dies merken, versprach ihm nochmals Hildegarden zur Frau, zeigte ihm den Weg und kehrte dann zum Kranken zurück, dem er gern bis an die Thore der Ewigkeit beistehen wollte.

Reinhard war kurz vor des Doktors Eintritt in Schlummer gesunken. Dieser merkte sogleich, daß die Stunde der Auflösung da wäre.

Doch äußerte er dies gegen Hildegarden nicht, erzählte ihr vielmehr, was auf dem Wege vorgefallen war. Sie wurde roth, lächelte und schwieg. Endlich sagte sie mit leiser Stimme: „Lieber Herr Doktor! Sie sind mein Vater .... Ich fühl' es; ich werde den jungen Mann lieb haben, sehr lieb, und auch gewiß mit ihm glücklich seyn. Führen Sie in Gottes Namen dasjenige aus, was Sie aus Güte gegen mich bereits angefangen haben." Eben gab er ihr die Hand darauf, als Reinhard eine schwache Bewegung machte. Der Doktor sah sich nach ihm um und sprach: „Hildegard, dein Vater stirbt!" Sie fing bitterlich an zu weinen, und sank an der einen Seite des Bettes nieder, während der Doktor an der andern kniete. Jeder ergriff eine von den Händen des Sterbenden. Der Doktor betete: „Vater! nimm diesen deinen, durch Jesum erlösten Knecht zum ewigen Frieden auf!" Er hob sich mit dem letzten Zittern der erblaßten Lippe, und stand lange da innigfeiernd vor der nahen Majestät des unsichtbaren Gottes. Auch Hildegards Thränen begannen milder zu fließen. Der Tod ihres Vaters war nicht unerwartet gekommen, und die Aussicht der neuen Versorgung war gleichfalls ein lindernder Balsam in die Wunde ihres Herzens.

Der Doktor sorgte vor allem dafür, daß, bis Hildegards Lage sich änderte, eine treue, erfahrne Freundin zu ihr ins Haus zog. Er traf die nöthigen Anstalten zur Beerdigung ihres vol-

lendeten Vaters, und ging an den jetzigen Ort seines Aufenthalts zurück.

Konrad war inzwischen munter fortgewandelt. Er fühlte sein ganzes Wesen erhöht; jeder Athemzug war kindlicher Dank gegen die Vorsehung; voller Zuversicht übergab er sich ihrer fernernen Leitung. So gestimmt verrichtete er seinen Auftrag. Er war glücklich im Handel, kaufte seinem Vater ein tüchtiges Pferd für einen billigen Preis; setzte sich darauf und ritt nach Hause. Als der alte Vincenz hörte, sein Sohn sey wieder da — ging er in den Hof und untersuchte das Pferd aufs Genaueste, ohne ein einziges Wort dabei zu reden. Endlich fragte er: Konrad, was hast du dafür bezahlt? — „Achtzig Thaler.“ Nu, nu, fuhr der Alte fort, man muß halt zufrieden seyn, bis es besser wird. Du wirst ja wohl endlich wirthschaften lernen. Das hieß in seiner Sprache so viel als: Konrad, ich bin sehr wohl mit dir zufrieden. Und Konrad verstand die Sprache seines Vaters.

Jetzt mußte unser Freund vom Morgen bis an den Abend hinaus auf das Feld, um die Saat besorgen zu helfen. Als er nach etlichen Tagen einst noch später zurück kam, als gewöhnlich, fand er seinen Vater überaus gespannt. Konrad merkte, daß etwas Wichtiges vorgefallen war, und wurde daher auch gespannt. Er vermuthete wohl, was es seyn möchte, und das Herz klopfte ihm wie ein Hammer über dem Warten der Dinge,

die da kommen sollten. Doch durfte er nicht fragen. Nach Tisch endlich erfuhr er die Geschichte des Tages, welche folgendergestalt sich verhielt.

Gegen drei Uhr kam ein wohlgekleideter Bauer zu Vincenz, grüßte ihn freundlich und fragte: Seyd Ihr der Vater des jungen Menschen, der letzthin auf der Stuterei zu Waltershöh den Brandfuchs gekauft hat?

Vincenz. Der bin ich. Was geht Euch das aber an, und warum fragt ihr darnach?

Der Fremde. Nicht unwirsch! Die Absicht, warum ich frage, ist gut. Der Bursche gefiel mir; er ist ein braver Kerl, und verspricht ein ganz vortrefflicher zu werden. Ich hab' eine Base, die auch keineswegs zu verachten ist: und da wollt' ich einmal hören, ob wir beide nicht eine Heirath schmieden könnten. Freilich sollte man die jungen Leute erst fragen; ich denke — es kann aber auch nachher geschehen.

Vincenz. Ich sollte meinen Jungen fragen, ob er die haben will, welche ich ihm bestimme? Schweigt mir davon still! So etwas kann ich ohne Aerger nicht anhören.

Der Fremde. Nun — dafür laß ich Euch sorgen. Mit meiner Base will ich dann schon fertig werden. Sie ist eine einzige Tochter, hat ein schönes Gut von acht bis zehn Kühen; Vater und Mutter sind todt, und ein Freund hat ihr zweitausend Gulden vermacht, die ihr, sobald sie heirathet, baar ausgezahlt werden.

Vincenz. Das läßt sich endlich hören. Kann man sich aber auch darauf verlassen, daß das alles wirklich so ist, wie Ihr mir da vorerzählt?

Der Fremde. Das versteht sich. Euer Konrad ist an nichts gebunden, bis er das Genannte alles in Händen hat.

Vincenz. Mehr verlang' ich nicht. Ich gehe den Handel ein. Aber wo wohnt Eure Base?

Der Fremde. Im Oberlande, zu Waldscheidt; sie heißt Hildegard Kron.

Vincenz. Das ist ja bei den Kohlenbrennern! — Doch, es ist einerlei, wo man sein Brod erwirbt.

Der Fremde. Aber ich möchte nun auch gern den neuen Vetter Konrad sprechen.

Vincenz. Der ist auf einem entlegenen Felde. Uebermorgen ist Sonntag, dann soll er nach Waldscheidt kommen, und Ihr könnt dort mit ihm plaudern.

Der Fremde. So wäre ja unsre Sache in Ordnung. Es bleibt dabei?

Vincenz. Das versteht sich. Hier ist meine Hand darauf.

Vincenz war nichts weniger als gastfrei. Er nöthigte also auch den Fremden nicht zum Dableiben, wie wohl seine Schuldigkeit gewesen wäre. Vielmehr freute er sich, das Abendessen sparen zu können. Was ihm aber am besten gefiel, war, das man bei der Heirath keine Mit-

gift von ihm verlangte. Dieser Punkt war bisher der Hauptgrund gewesen, weswegen er für seinen Konrad noch auf keine Verbindung gedacht hatte. War aber Vincenz vergnügt — so war es der Fremde nicht weniger. Sollte der Leser in ihm den Doktor vermuthen, so irrt er. Der war es nicht.

Konrad fand, wie schon gesagt, seinen Vater in ungewöhnlicher Spannung. Der Alte sprach schier kein Wort. Als sich aber nach Tische das Gesinde entfernte, und er sich eine Pfeife gestopft hatte, fing er plötzlich an: Konrad, du sollst heirathen!

Konrad. So? — wen denn?

Vincenz. Da zu Waldscheidt ist ein Mädchen, die heißt Hildegard Kron, die sollst du nehmen. Heute war ihr Vetter hier, dem hab' ichs versprochen.

Konrad. Aber, Vater!... wer weiß, ob mich das Mädchen haben will? Es gehören zwei zum Kauf.

Vincenz. Haben will? Man wird das Jüngferchen erst fragen?!

Konrad. Sie ist ja ihr eigener Herr; sie hat keine Eltern mehr.

Vincenz sah seinen Sohn starr an. „Wie, fuhr er heraus, du kennst die Hildegard? — Bursche, he? Konrad fühlte, daß er sich verschnappt hatte; er wurde über und über roth, doch faßte er sich wieder. „Ich habe es zufällig

auf meiner Reise gehört, daß sie eine einzige Tochter ist und keine Eltern mehr hat: und eben deswegen besorg' ich, daß sie nicht sogleich einem wildfremden Menschen ihre Hand geben wird."

Vincenz. Hör' Junge! Du weißt, daß ich keinen Widerspruch leide. Uebermorgen gehst du nach Waldscheidt, und versprichst dich mit der Hildegard. Konrad! du kennst mein altes spanisches Rohr. Wehe deinen Knochen, wenn du wieder kommst, und hast es nicht zu Stande gebracht.

Konrad. Ich gehorch' Euch, Vater! und will thun, was ich kann.

Was der gute Jüngling fühlte und dachte, das äußerte er nicht. Er wünschte vielmehr seinem Vater gute Nacht, eilte auf sein Kämmerchen und dankte Gott mit Inbrunst für die gütige Lenkung seines Schicksals. Kaum konnte er vor lauter Freude die Augen schließen. Am andern Morgen ging alles doppelt rasch von der Hand. Das Gesinde, welches Konrad eben so sehr liebte, als es seinen Vater fürchtete, bemerkte die Heiterkeit unsers Freundes und nahm innigen Antheil daran. Gern hätte er seiner Mutter die eigentliche Begebenheit der Sache entdeckt; er kannte aber die despotische Art seines Vaters allzugut, mit welcher er der nachgebenden Mutter jedes Geheimniß abpreßte.

Kaum graute der Sonntag herauf — da verließ Konrad sein Lager, warf die zurechtgeleg-

ten Kleider über, und durchwanderte einen noch schönern Morgen, als letzthin. Sein inneres Empfindungsorgan war zur reinsten Harmonie gestimmt. Dies beflügelte seine Schritte vollends, so daß er des Nachmittags zeitig bei seiner Hildegard in Waldscheidt anlangte, welche ihm in ihrem Traueranzuge noch einmal so schön, noch einmal so achtungswürdig vorkam.

Mit den Gesprächen, welche zwischen ihnen vorfielen, halte ich meine Leser nicht auf. Bei solchen schuldlosen Naturkindern, die zugleich wahre Christen sind, redet das Herz zum Herzen. Konrad und Hildegard waren bald ganz auf dem Reinen. Sie sanken einander, von Gefühl überwältigt, in die Arme. Ihre Blicke erhoben sich, in Freudenthränen schwimmend, zum Urquell der ewigen Liebe.

In der Abenddämmerung, als die beiden Verlobten sammt Hildegards Freundin, sich eben zu Tische setzen wollten, trat der Vetter, welcher vor ein paar Tagen beym alten Vincenz gewesen war, in das Zimmer. Der gute Mann freute sich herzlich über das Gelingen seines Unternehmens, und erzählte Konraden das Gespräch, welches er mit dessen Vater gehabt hatte. Sein Hauptzweck aber war, den Liebenden bekannt zu machen, daß die zweitausend Gulden, welche ein Freund Hildegarden zur Aussteuer bestimmt habe, bei ihm zum Empfang bereit lägen. Das holde Mädchen konnte es durchaus nicht begreifen,

wie ein Unbekannter dazu komme, sich in dem Grab für sie zu interessiren. Sie drang deshalb in ihren Vetter: dieser war aber nicht so offenherzig, als sie es wohl wünschte. Er begnügte sich mit der Antwort: „Dein seeliger Vater hat einst einem reichen Mann einen wichtigen Dienst geleistet, der auf diese Weise seine Dankbarkeit an den Tag legt." Dadurch wurde das Räthsel für Hildegard noch dunkler.

Konrad rieth bei sich auf den Doktor, doch hielt ihn sein Zartgefühl zurück, dies zu äußern. Aber etwas Näheres mußte er von diesem, ihm so merkwürdigen Manne wissen. Er fing also an, sich nach demselben zu erkundigen. Allein weder der Vetter, noch Hildegard konnten seine Neugierde so befriedigen, wie er es wünschte. Nur soviel erfuhr er, daß dieser Mann sich seit einem halben Jahre in der Gegend aufhalte, sehr eingezogen lebe, und nur mit einigen wenigen stillen, frommen, guten Menschen Bekanntschaft gemacht habe. Er gebe sich für einen Arzt aus; habe vielen geholfen, von Niemand aber das Mindeste genommen; im Gegentheil noch für manchen Armen die Arznei bezahlt. Auch sonst sey er der allgemeine Wohlthäter des ganzen Bezirks, und habe in der kurzen Zeit seines Aufenthalts unzählige Edelthaten geübt. Wo er aber her sey, wie er eigentlich heiße, wo er sich jedesmal befinde, (denn er änderte seinen Wohnort sehr oft), darüber konnten sie keinen Bescheid geben. Die allgemeine

Rede wär', er sey ein vornehmer Herr, der von seinen Verwandten bitterlich gehaßt und verfolgt würde. Darauf könne man aber nicht bauen. Hätte er zuweilen seinen Namen schreiben müssen, so habe er sich allemal Dr. Christian Berenborg unterzeichnet, doch sey dies schwerlich sein wahrer Name.

Das Wenige, was Konrad erfuhr, diente nur dazu, seine Aufmerksamkeit noch höher zu spannen. Er nahm es sich fest vor, das Zutrauen des Doktors zu gewinnen. Indeß ging er, als es zehn Uhr schlug, mit dem Vetter, um in dessen Hause zu übernachten. Dieser wohnte in einem Dörfchen, welches eine Viertelstunde von Waldscheidt ab lag, und in dem er Vorsteher war. Des andern Morgens kehrte er zu Hildegarden zurück; und besah nun in ihrer Gesellschaft das Gut, welches sie ihm zubrachte. Er staunte über die großen Felder und Wiesen; denn es hielt mehr als sechzig Morgen. Doch lag es größtentheils brach. In der dortigen Gegend hing nämlich Jedermann am Kohlbrennen, und versäumte darüber die Landwirthschaft. Daher kam es denn auch, daß Alles arm und unkultivirt war. Indem sie so Hand in Hand dahin wandelten, entfaltete sich in Konrads Seele der herzerhebende Gedanke, der Wohlthäter, der Reformator dieser Gegend zu werden. Die Vorstellung davon wurde so lebhaft, so mächtig, daß sein Herz

fast hörbar pochte, und seine Wange von der höchsten Röthe feuerte.

Solche Entschlüsse, ohne thörigten Eigendünkel gefaßt, sind Winke der Vorsehung. Sie tragen ihren Segen in sich; sie sind Saamenkörner, welche zum Wohl der Menschheit aufgehen, Früchte bringen und auf Jahrhunderte hinaus wuchern.

Seiner Hildegard theilte er den Plan im Allgemeinen mit. Sie freute sich desselben und versprach ihm, auch in diesem Stücke seine treue Gehülfin zu seyn.

Vier glückliche Tage verstrichen. Alle Abend kam der Vetter und holte Konrad ab; der Doktor hingegen ließ sich auch nicht ein einziges Mal sehen. Endlich mußte an's Scheiden gedacht werden. Vorher aber nahm man noch die Abrede, daß das Brautpaar an den drei nächsten Sonntagen aufgeboten werden, und in der vierten Woche die Hochzeit seyn sollte. Da alles in Ordnung war, trat unser Freund den Rückweg an, wobei ihn Hildegard eine Strecke begleitete. Mit fröhlichem Muthe nahte er sich gegen Abend dem väterlichen Hause, in welchem mittlerweile Dinge vorgefallen waren, die den alten Vincenz völlig umgestimmt hatten.

Der gnädige Herr nämlich, dessen Güter er gepachtet hatte, und der mit ihm von gleichem Alter war, hatte eine eben so schöne als leichtfertige Köchin. Mit ihr hatte der Edelmann seit

einiger Zeit auf allzuvertrautem Fuße gelebt. Eben jetzt hatte sie ihm eine Sache entdeckt, die den alten Sünder seiner Gemahlin und Kinder wegen bewogen, sie so bald als möglich unter die Haube zu bringen. Ein Paar tausend Thaler wollte er gern daran wagen. Niemand schien ihm dazu tauglicher als unser Konrad, den Adelgunde — so hieß die Dirne — obendrein, wie er wußte, gern sah. Er that also in dessen Abwesenheit dem alten Vincenz den Vorschlag zu dieser Heirath, wobei er eine Leidenschaft seines eignen Sohnes vorschützte, die er durch diese Verbindung auszurotten hoffe. Zugleich versprach er, daß die Pacht, welche wirklich vortheilhaft war, noch auf eine große Reihe von Jahren verlängert werden sollte. Heimlich aber sann er nur darauf seinen Umgang mit Adelgunden noch ferner fortsetzen zu können. Vincenz nahm zwar nicht alles für baare Münze; doch dachte er sich auch die Sache nicht so schlimm, wie sie wirklich war. Sein Geiz kam dazu, und schilderte ihm die Verbindung so erwünscht, so vortheilhaft, daß er es dem Edelmann fest versprach, die Heirath solle gewiß und in längstens drei Wochen vor sich gehen. Ein Vorwand mit Hildegardens Vetter zu brechen, sollte sich, wie er meinte, leicht finden.

Als daher Konrad zur Stube herein trat, fing Vincenz sogleich an: „Hör'! aus deiner Heirath mit dem Kohlbrennermädel wird

nichts. Du sollst nun die Adelgunde aus dem Schloß zur Frau nehmen." Konrad, der seinen Vater kannte, erwiederte ganz ruhig: So!? — Der Alte fuhr eifrig in seiner Rede fort, und beschrieb alle Vortheile, welche aus dieser Heirath entstehen würden: wie dadurch für Kinder und Kindeskinder gesorgt werde u. s. w. Konrad wußte, daß Widersprechen nichts half, sondern dadurch übel nur noch ärger gemacht würde. Er schwieg also; ging, als alles schlief, zur Thüre hinaus, und wanderte noch diesen Abend, eine starke Meile Weges zu einem guten Freunde. Diesen klopfte er auf; erzählte ihm seine Geschichte, und blieb die Nacht über bei ihm. Des Morgens ganz früh setzte er sich hin, und schrieb folgenden Brief:

„Lieber Vater!

Es ist jetzt das erstemal in meinem Leben, daß ich Euch ungehorsam bin, und natürlicherweise werden muß. Sagt mir, wie es Euch, als einem vernünftigen Manne möglich ist, Euern Sohn an eine liederliche feile Dirne zu verkaufen? — Wenn ich auch nicht der Bräutigam eines der edelsten Mädchen unter der Sonne wäre, so würde ich doch mit Abscheu einen solchen Antrag verwerfen. Glaubt es mir, Vater! ich will weit lieber Taglöhner werden, als der Hehler eines immerwährenden Ehebruchs seyn. Jetzt vollends, da ich auf Euern eignen Befehl mich mit Hildegard feierlich und vor

Gottes Angesicht verlobt habe — jetzt bewegt mich keine menschliche Gewalt, selbst nicht die Ehrfurcht gegen meinen Vater, der guten Seele meinen Eid zu brechen, Fluch und Verdammniß auf mich zu laden. Lebt wohl, Vater, und besinnt Euch! — Grüßt meine Mutter und die kleinern Geschwister! — Mich seht Ihr nicht eher wieder, bis es mir andre und billigere Gesinnungen Eures Herzens befehlen. Ich bleibe immer

Euer treuer Sohn,

Konrad Wildenbach."

Diesen Brief schickte er nun durch einen Expressen an seinen Vater, welcher bei dessen Empfang schäumte, wüthete und fluchte. Aber freilich war das, wie er selbst einsah, ganz umsonst; denn Konrad war außer seiner Gewalt. Wie er mit seinem gnädigen Herrn zurecht gekommen? dafür lassen wir ihn sorgen. Auch darum bekümmern wir uns nicht, wie sich der alte Sünder aus der Noth geholfen habe. Wir wollen uns nach bessern Menschen umsehn, und vorzüglich nach Konrad.

Dieser wußte denn doch nicht recht, wohin er sich vor der Hand wenden sollte. Zu seiner Braut zu gehen? das fand er nicht recht schicklich. Seinem neuen Vetter in Leitbach so lang auf dem Hals zu liegen? auch das stritt mit seinem feinen Gefühl. Endlich fiel ihm ein, er wolle den Pastor in Kornhausen besuchen, wohin Waldscheidt und Leitbach eingepfarrt sind. Diesen hatte er als einen apostolischen, aber auch, als einen sehr klu-

gen Mann rühmen gehört. Ihm wollte er seine jetzige Lage erzählen und ihn um seinen Rath bitten. Dieser Gedanke bemächtigte sich unsers Freundes so ganz, daß er ihn auf der Stelle ausführte, und noch des nämlichen Abends, aber spät, zu Kornhausen anlangte. Sein erster Gang am folgenden Morgen war zum Pfarrer Salzheim. Er hatte sich freilich einen liebreichen Empfang versprochen; aber seine Aufnahme übertraf doch noch bei weitem seine Erwartung. Denn kaum hatte er seinen Namen genannt, so umarmte ihn der Pfarrer, und sagte ihm mit dem wärmsten Händedruck: „Lieber Konrad! ich kenne Euch von Jugend auf, ohne Euch je gesehen zu haben. Mein seliger Freund Arnberg, der Hofmeister bei Eurer jungen Herrschaft war, hat mir, so lang er lebte, viel von Euch erzählt. Nachher hab' ich mich oft nach Euch erkundigt, und mich herzlich gefreut, als ich in diesen Tagen erfuhr, daß Ihr des seligen Reinhards Kron brave Tochter heirathen würdet. Mit der werdet Ihr gewiß glücklich seyn."

Nun erzählte ihm Konrad seine Geschichte, der Pfarrer billigte dasjenige, was er gethan hatte, vollkommen, und bat ihn, bis zur Hochzeit bei ihm zu bleiben, und ihm seine Feldarbeit zu besorgen, damit er seinem Knecht die Erlaubniß geben könne, einmal seine Eltern zu besuchen, die er in vielen Jahren nicht gesehen hätte. Konrad willigte mit Vergnügen in diesen Vorschlag,

besuchte am Nachmittag in Gesellschaft des Pastors seine Hildegard, welche sich freute, ihren Erwählten nun so in der Nähe zu haben, und begann sodann die Arbeit seines neuen Freundes. Doch währte dies nicht lange, denn bald bekam er wichtigere Verrichtungen.

Konrad war erst seit vier Tagen in der Pfarrwohnung, wo er als Kind vom Hause gehalten wurde, als ihn der Pastor des Abends vor dem Schlafengehen bei Seite nahm, und ihm mit bedeutender Miene sagte: „Mein Freund! ich habe ein wichtiges Geheimniß in meinem Hause. Nicht wahr, Ihr könnt schweigen?“ Konrad legte die Hand aufs Herz und sagte: Ja, das kann ich! — „Gut, so folgt mir.“ Nun gingen sie mit einander in ein abgelegenes, nicht leicht zu entdeckendes Kabinetchen in einem Hintergebäude des Pfarrhauses. Mit freudigem Staunen fand Konrad da den lieben Doktor, den er am ersten Abend beim sterbenden Reinhard getroffen hatte. Beide bewillkommten sich herzlich und mit inniger Rührung.

Konrad mußte dem Doktor gegenüber Platz nehmen, und dieser redete ihn nun folgendergestalt an: „Lieber Freund! Ich befinde mich ohne mein Verschulden in einer traurigen Lage. Ich habe eben so mächtige, als boshafte Feinde, welche mir nach dem Leben trachten. Euer seliger Schwiegervater hat mich einmal der augenscheinlichsten Todesgefahr entrissen, als ich nahe bei seiner Köh-

lerhütte im Walde überfallen wurde. Er besorgte nachher, ehe er erkrankte, mehrere Aufträge für mich. Jetzt weis ich niemanden als Euch, den ich in ähnlichen Fällen gebrauchen könnte. Eure übrigen Eigenschaften, die ich bereits kennen gelernt habe, lassen mich mit Grund auch verschwiegene Treue bei Euch erwarten. Ich bitte Euch deswegen, mir einen großen Dienst zu erweisen. Eure Mühe wird reichlich belohnt werden. Ihr sollt eine Reise für mich machen, die wenigstens vierzehn Tage dauern wird. Der Post darf ich keine Briefe vertrauen; darum sollt Ihr mir ein Schreiben an eine gewisse Dame tragen, und mir ihre Anwort zurück bringen. Sie wohnt zu Z** im .....rlande, und heißt ***. Ihr müßt aber höchst vorsichtig seyn, und den Brief auf das allersorgfältigste verbergen; denn es wäre wohl möglich, daß man auf den Gedanken käme, Ihr wäret von mir geschickt, und Euch deshalb genau untersuchte. Die Umstände heischen, daß Ihr Euch augenblicklich auf den Weg macht. Bis Ihr wiederkommt, werde ich mich hier verborgen halten, dann aber muß ich diese Gegend auf immer verlassen. Gott sey mit Euch! Gefahr ist bei dieser Reise nicht, wenn Ihr nur vorsichtig und verschwiegen seyd.

Konrad war sogleich fertig; nur bat er, seiner Hildegard den nöthigen Aufschluß über seine so plötzliche und lange Abwesenheit zu geben. Dies wurde ihm zugesagt, und nach einigem Ue-

verlegen fand man, um auch dem leisesten Verdacht auszuweichen, für's beste, dies ihrem gemeinschaftlichen Freunde und Konrads neuen Vetter, dem Vorsteher Warnefeld in Leitbach zu übertragen. So war denn Alles besorgt und Konrad wanderte gegen Mitternacht aus dem Pfarrhause. Ohne den mindesten Anstoß kam er an Ort und Stelle, übergab seinen Brief und brachte am fünfzehnten Tage eine Antwort zurück.

Noch war der Doktor in der Pfarrwohnung zu Kornhausen. Konrad überreichte ihm den Brief. Hastig öffnete er denselben, durchlief ihn und sagte: „Wahrlich, hier zeigt sich Gottes Finger. Nie hätt' ich dasjenige für möglich gehalten, was dieses Schreiben ankündigt. . . . . Ich hoffe, w.. sehen uns wieder; jetzt aber muß ich auf der Stelle fort.

Salzheim und Konrad blickten ihn traurig an, halfen ihm jedoch, ohne das Mindeste gegen seinen Entschluß einzuwenden, das herbeigeholte Felleisen packen. Noch wurde ein Bote abgefertigt. Mit der Dämmerung fand sich ein wohlgekleideter junger Mensch nebst zwei Pferden ein. Der Mantelsack wurde aufgeschnallt und mit dem Schlage zehen die Reise angetreten. Schon saß der Doktor zu Pferde — da reichte er seinen beiden Freunden noch einmal die Hände und sagte mit fester Stimme: „Mein Weg ist rauher, als der Eurige. Doch werden sie noch einmal zusammenlaufen, und dann — sehen wir uns wieder.'

Er bog um die Ecke; die Zurückgelassenen aber redeten noch lange von ihm, und oft glänzte dabei eine Thräne in ihren Augen.

Das Nöthigste, was Konrad am folgenden Morgen zu thun hatte, war — seine Hildegard zu besuchen.

Er fand sie heiter, und seiner Ankunft innig froh. Sie blühte wie eine Rose im Frühthau, wenn der erste Sonnenstrahl sie küßt, und würziger Duft ihrem Kelche entsteigt. Der Athem der reinsten jungfräulichen Liebe wehte dem Ersehnten entgegen. Eben arbeitete sie an ihren Hochzeitkleidern, wobei ihre Freundin treulich half. Diese sollten sie bis an ihr Ende bei festlichen Gelegenheiten und an Kommuniontagen schmücken. Noch war in dieser Gebirgsgegend jene thörigte Modesucht nicht eingerissen, welche, zumal seit einigen Jahren, auch die Weiber und Töchter des Landmanns angesteckt hat, und den Wohlstand der Familien vollends zu zerrütten droht. Alles wurde eben so fest und dauerhaft, als fein und sauber gearbeitet. Die dortige Tracht hat etwas Eigenthümliches, aber höchst Gefälliges. —

Konrad und Hildegard saßen bei einander, sprachen von ihrem Finden, von ihrer Liebe, von ihren Planen für die Zukunft. Eine Stunde verfloß nach der andern. Als er endlich wieder weggehen wollte, erbot sich Hildegard, ihn eine kleine Strecke Weges zu begleiten. Traulicher öffneten sich ihre Herzen; sie bestimmten den

Tag ihrer ewigen Vereinigung, und beredeten sich über die Anstalten zu demselben. Jetzt aber mußte man scheiden. Konrad wandelte langsam auf dem wenig betretenen Fußpfad dahin, freute sich seiner Braut und seines neuen Wirthschaftsplans, über dessen zweckmäßigster Ausübung er brütete. Ach! er dachte nicht daran, wie oft unsre menschlichen Freuden vergällt, unsre besten Entwürfe vereitelt, wenigstens auf spätere Zeiten hinausgeschoben werden. Schon trat er in das Thor des Pfarrhofes, und wollte Salzheim, der mit verschränkten Armen und zweifelhafter Miene da stand, einen freundlichen guten Abend! bieten, als dieser hastig auf ihn zuschritt, und mit einem halbstrafenden Tone zu ihm sagte: „Konrad, Konrad, was hab' ich hören müssen! Die Köchinn Eures väterlichen Pachtherrn hat auf Euch bekannt. Heut Mittag habe ich einen Befehl vom Oberkonsistorium erhalten: ich darf Euch nicht kopuliren." Konrad wankte, ward blaß und sank auf einen Stuhl, an dem des Pfarrers Kinder gespielt hatten. Einige Augenblicke saß er schweigend; seine Brust arbeitete; er schien von einem Fieberfrost geschüttelt zu werden. Plötzlich überzog hohe Röthe sein Angesicht; er sprang auf und rief: „Nein, das ist zu arg! — Solch eine Bosheit! — Ich muß fort, und . . . ." Schon war er zum Thore hinaus. Salzheim lief ihm nach, ergriff ihn beim Arm, und sagte bewegt: Freund! übereilt Euch nicht. Bleibt

hier! Wenn Ihr unschuldig seyd. . . . . . „Unschuldig?" rief Konrad eben so laut, als hastig. „Unschuldig? und daran zweifeln Sie?" — Ruhig! erwiederte der Pfarrer; kommt zu Euch, Ihr seyd von Euch selbst.

Konrad. Da sollte auch jemand gelassen bleiben?

Salzheim. Wir wollen vernünftig von der Sache reden. Ganz wahrscheinlich kam mir die Aussage der Köchin freilich nicht vor. Ihr hattet mir von dem Plan des Edelmanns und Eures Vaters, Euch mit jener Person zu verheirathen, erzählt. Dagegen aber — wir sind Menschen, die Gelegenheit . . . . .

Konrad. Um Gottes willen! bringen Sie mich nicht um meinen Verstand! Ja, die Gelegenheit kann einen Menschen zu solch einem Fehltritt verleiten. Verspricht er sich dann aber noch mit einer Hildegard — dann ist er kein Mensch mehr, sondern ein Teufel.

Salzheim. Stark, aber wahr! Konrad, ich glaub' es, Ihr seyd unschuldig! — Gott Lob und Dank!

Konrad (heftig). Freilich bin ich unschuldig. . . . Nur die arme Hildegard! wenn sie es erfährt! und dann — meine Ehre!

Salzheim. Die wird schon zu retten seyn. Traut auf Gott, und seyd nicht voreilig. Mit dem heutigen Boten erhielt ich zugleich einen Brief von unserm lieben Doktor. Er hat ihn ein paar

Meilen von hier in einem Gasthofe geschrieben und bittet mich, an seiner Stelle Hildegards Vormund zu werden. Dies hatte er mir in der Eile zu sagen vergessen. Morgen früh wollen wir zu Eurer Braut gehen, ihr die andre leidige Geschichte auf das Glimpflichste beibringen, und in ihrer Gegenwart die ferneren Schritte verabreden. —

Unser Freund war nun ruhiger und geduldete sich. Aber kein Schlaf kam in seine Augen. Kaum fing der Morgen an zu grauen, da wandelte er schon unter den Linden vor dem Pfarrhause auf und ab. Auch Salzheim hatte der Ruhe wenig genossen. Auf Rettung seiner Lieblinge hatte er gedacht; mehrere Mittel dazu waren an seinem hellen Verstande vorübergegangen; nur wollte keines derselben ihm völlig genügen. Beide machten sich indessen auf, und gingen, unter dem Geläute der Frühglocke, Waldscheidt zu.

Hildegard reinlich, leicht und züchtig gekleidet, stand eben an der Quelle, welche in ihrem Hofe unter alten, hohen Eichen mit lautem Geplätscher hervorsprudelte. Das klare, kalte Wasser schien ihre Reize erhöht zu haben. Heiter, wie der Maimorgen, hüpfte sie den Besuchenden entgegen, umarmte ihren Bräutigam, und drückte dem lieben Herrn Pfarrer, mit einem freundlichen Willkommen! die Hand. Dann trat sie lächelnd vor Konrad hin, strahlte den hellsten braunaugigten Blick in seine blaue Thränenaugen,

und sagte mit ruhiger Stimme: „Wie, Lieber! Du weinst? Hast Du auch schon von der tollen Geschichte gehört? Komm!“ Sie nahm ihn unter dem Arm. — Wir wollen in's Haus gehen; unter Gottes schönem Himmel muß man von so garstigen Sachen nicht reden, er möchte roth darüber werden. — Kommen Sie, Herr Pastor! Der Vetter von Leitbach ist auch diesen Morgen schon gekommen und in der Stube.“

Alle drei gingen Hand in Hand. Unter der Hausthüre trat ihnen der Vetter entgegen, die graue wollene Mütze, welche er zu tragen pflegte, in seiner Rechten. „Guten Morgen, Herr Prediger! — Ei guten Morgen, Vetter Konrad! fuhr er im wohlwollendsten Tone fort: sey gescheut und laß es bei Einer!

Konrad. Vetter, Vetter! keinen Spaß! — Mit so etwas läßt sich nicht scherzen. Wie ich merke, wißt Ihr um die abscheuliche Verläumdung. Bei all' meiner Unschuld aber, begreife ich nicht, wie Ihr und Hildegard so ruhig, so gleichgültig davon sprechen könnt.

Hildegard. Konrad! hättte ich Dich nicht am Sterbebette meines guten Vaters gesehen, — ich würde es nicht können. Dort aber hättest Du nicht mit jener Seelenruhe ausgehalten, wenn Dein Gewissen Dir wegen eines solchen Vergehens Vorwürfe gemacht hätte: das weis ich.

Der edle Jüngling fiel seiner Braut um den Hals und sagte: Hildegard! Du bist ein Engel! Wär' ich schuldig, und hätt' ich Dich auch bis auf diesen Augenblick betrogen — von jetzt an könnt' ich es nicht mehr." Hildegard richtete seinen Kopf sanft empor, strich ihm sein blondes, lockigtes Haar von der Stirne, und berührte sie mit ihrem schönen Munde. Pastor Salzheim stand da; seine Augen wurden feucht; er klopfte dem Vetter auf die Schulter, und beide richteten ihre Blicke zum Himmel.

Mittlerweile war Hildegard in die Kammer gesprungen; sie kam mit zwei Briefen zurück, wovon der eine erbrochen, der andere noch versiegelt war. Beide gab sie Konraden und sagte: „Da, Lieber, lies, und sey ruhig!"

Konrad las den aufgebrochenen zuerst. Er lautete also:

Lieber Konrad, gute Hildegard!

Durch einen Zufall erfahre ich so eben ein Bubenstück, das die Hölle nicht giftiger aussinnen konnte. Man will Euer Glück zerstören. Seyd aber nur ruhig, und geht mit Ueberlegung zu Werke. Gott wird — wie ich fest glaube — die Ränke der Bosheit öffentlich zu Schanden machen. Vor allen Dingen, lieber Konrad! erbiet' Dich nicht zum Eide. Von Deiner Unschuld würdest Du dadurch die Welt nicht überzeugen, Du kämst wohl gar in den Verdacht, falsch geschworen zu

haben. Thut, was Euch die Vorsehung an die Hand giebt, und berathet Euch in allen Stücken mit unserm lieben Pastor Salzheim.

Ewig Euer Freund

Dr. Christ. Verenborg.

Mächtig wirkten diese Zeilen auf Konrad. Er reichte den Brief dem Pfarrer, erbrach den andern, und las auch diesen laut vor, ohne jedoch die Fehler desselben bemerkbar zu machen:

„Kestallten du ein Gottloser, ungeschammer und litterlicher Kerl bist, und mit der Gundel zu thun hast, und immer kscheider und frömmer seyn willst, als dein Fatter, so will das Konschdorium dich mit der Kölerschen nicht kobbeliren, und du sollst nu die Gundel heuraden. Mach nur nit, daß ich dich mit dem Spansche Rohr holen thue.

Vincenz W."

Konrad war ein guter Sohn. Er spottete seines Vaters nicht, wie so mancher es thut, der den sauren Schweis seiner Eltern auf der hohen Schule verpraßt. Er steckte den Brief in die Tasche, lies sich Papier und Dinte geben, und antwortete:

Lieber Vater!

„Da ich überzeugt bin, daß Ihr Euch einst von Herzen darüber freuen werdet, wenn ich jetzt meine Hildegard, und nicht die Adelgunde heirathe; so halt' ich es für meine Pflicht,

Euch diesmal nicht zu folgen. Ich erspar' Euch dadurch bittere Reue, welche gewiß nicht ausbleiben würde, und bereit' Euch zugleich, wie gesagt, eine große Freude. Ihr werdet hieran erkennen, daß ich wirklich bin

Euer

liebender Sohn

Konrad W."

Das Billet wurde gesiegelt, und der Vorsteher Warnefeld übernahm die Besorgung. Er wollte selbst, wie er sich ausdrückte, an Ort und Stelle kundschaften, wie die Sache eigentlich stehe, und wie man es am besten anzufangen habe, um den boshaften Plan zu vereiteln. Konrad blieb die Zeit über beim Pfarrer; Hildegard aber setzte mit fröhlichem Sinne die Arbeiten fort, welche ihr neuer Stand erforderte.

Der Vetter von Leitbach — denn so nenn' ich ihn am liebsten — zog, sobald er nach Hause kam, seinen schönen, blauen Rock an, warf einen feinen, schneeweißen leinenen Kittel darüber, setzte seinen runden zierlichen Hut von einem Sammtbändchen mit blitzender Steinschnalle umgürtet, auf das schwarze, krause Haar, stopfte seinen großen, masernen Pfeifenkopf mit ächtem Wilhelm-Stein-Taback; nahm dann seinen schwarz und gelben Dornenstab, und wanderte das Thal hinab, dem Rittersitze Hasenstein zu. Gegen Abend langte er dort an, und kehrte — nicht bei Vincenz dem Pachter, sondern in einem ein-

samen Kruge an der Landstraße ein. Dieser lag ohngefähr zwei Büchsenschüsse von der Burg entfernt. Einige Bauern unterhielten sich, bei einer Kanne Bier, von den Neuigkeiten der Gegend. Der Vetter merkte bald, daß es nicht schaden könnte, wenn er fleißig zuhörte. Er ließ sich also auch einen Trunk reichen, setzte sich an einen andern Tisch allein, und blies Wolken aus seiner Pfeife. Dem Anschein nach bekümmerte er sich nicht im Geringsten um dasjenige, was von der übrigen Gesellschaft verhandelt wurde.

„Hast Du nichts davon gehört, Christoph? Die Köchin soll ganz melankolisch seyn."

Christoph. Freilich hab' ich's gehört. — Es ist aber doch auch kein Wunder, zumal wenn es wahr ist, daß sie schon Eins umgebracht hat. Doch, Hanspeter, — ist der alte Vincenz vollends toll und rasend geworden, daß er seinem braven Konrad eine solche schlechte Dirne an den Hals zwingen will?

Hanspeter. Sprich mir nicht von dem Menschen! Der thut alles was der gnädige Herr ihm zumuthet. Seel' und Seeligkeit verkauft er um eine Linsensuppe. — Wär' ich aber Konrad; ich wüßte, was ich thät'.

Christoph. Na! laß hören!

Hanspeter. Ei, ich ließ sie ans Gericht zitiren, stellte mich ihr dann dicht gegenüber und sagte: Gundel! sieh' mich einmal scharf an, so recht in meine Augen, und gieb Acht, denn ich

will

will dich kat'chesiren. Ich wette, sie könnte kein Aug' aufschlagen. Leichtsinnig ist sie, aber nicht frech.

Christoph. Nein, das ist sie nicht. Sie kann zu Zeiten fromm seyn; denn, wenn unser Pastor in der Zueignung so recht keift und auf die Kanzel schlägt — dann weint sie oft, daß sie schluchzt. Unbegreiflich aber ist es mir, warum der Konrad so stille sitzt.

Hanspeter. Er mag seine Ursachen haben; denn gescheit ist er. — Sollte es aber wohl wahr seyn, daß sie schon Eins umgebracht hat? Man erzählt es, doch den eigentlichen Grund weis ich nicht.

Christoph. Nun, den weis ich eben so wenig. Aber denk'! Vor Kurzem hat sich etwas sonderbares zugetragen. Hier im Hause logirte eine fremde Frau. Sie kam weit her, hat aber eine Stunde von uns eine Tochter wohnen, und die wollte sie besuchen. Dort ist sie wirklich auch noch jetzt. Die Frau erzählte, unter andern: sie sey einmal des Nachts, mit verbundenen Augen, in einer Kutsche weit weggeholt worden. — Sie ist eine Hebamme. — Als man ihr endlich das Tuch von den Augen genommen habe, da sey sie in einem schönen Zimmer, und bei einer jungen Frauensperson gewesen, die da niederkommen sollte. Sie habe ihr treulich beigestanden, und als es vorüber gewesen, habe die Mutter ihr Kind, unter einem Strom von Thränen, an die Brust

gedrückt. In der folgenden Nacht sey ein Herr gekommen, habe das Kind vom Bett genommen, sey damit in ein andres Zimmer gegangen — und . . . . . .

Hanspeter. Sag' nichts weiter! Ich kann es nicht anhören; mich schaudert.

Christoph. Die Mutter war darüber aufgebracht, hatte ein klägliches Geschrei erhoben . . . . . .

Hanspeter. Schweig! ich bitte Dich.

Christoph. Als jene fremde Frau nun hier logirte, da geht sie des Morgens früh in den Schloßgarten, um einiges Obst für ihre kleinen Enkel zu kaufen, und sieht da — Ihn und Sie.

Hanspeter. Ei, du lieber Herr! Ja, das glaub' ich, daß das der Adelgunde im Kopf herum geht.

Christoph. Bist ein Narr! Die Hebamme hat im Garten kein Sterbenswort gesagt. Und jene Beiden waren so sehr in ihr Gespräch vertieft, daß sie die Fremde gar nicht einmal zu bemerken schienen.

Hanspeter. Aber doch außer dem Garten hat die Frau etwas gesagt, sonst wüßtest Du es nicht. Und das hat Gundel gewiß wieder erfahren. Sie hat denn doch das Kind nicht umgebracht, sondern Er.

Christoph. Ja so! das wohl. — Es läuft am Ende auf Eins hinaus.

Hanspeter. Nein, Christoph, das

thut es nicht. Die arme Gundel dauert mich. Sie war immer so hübsch, so freundlich, so ganz ohne Stolz bei ihren schönen Kleidern. Sie gab jedem Armen der sie ansprach. Aber der alte, tückische Sünder . . . . . .

Jetzt glaubte der Vetter von Leitbach genug zu wissen. Er stand auf, zog seinen leinenen Kittel aus und ging in die Burg, wo man bereits gespeist hatte, und alles stille war. Er fragte nach Adelgunden, wurde in die Küche gewiesen, und traf sie bei einer kleinen weiblichen Arbeit. Freundlich grüßte er sie und sagte: „Liebe Adelgunde! ich wollte wohl gerne ein Wörtchen allein mit ihr reden."

Adelgunden kam Gesicht und Stimme des Fremden bekannt vor, doch wußte sie sich seiner nicht deutlich zu erinnern. Sie bemerkte ihm dies, führte ihn in ihr Zimmer, und hob dort den müden, rothgeweinten Blick mit schüchterner Miene zu ihm auf.

Der Vetter. Ich bin der Vorsteher Warnefeld von Leitbach, und habe ehedem denseligen Hofmeister der jungen Herrschaft ein paarmal besucht.

Adelgunde. Der gute, gute Mann! — Ach ja, ich erinnere mich, Ihr seyd auf dem Schloß gewesen. Aber — was wollt Ihr mir?

Der Vetter. Ich bin ein naher Verwandter von Konrads Braut, der Jungfer Hildegard Kron zu Waldscheidt. Du hast bei

seiner Heirath Einsprache gethan, und ich bin hier, um darüber vernünftig mit Dir zu reden. So viel will ich Dir vorab zur Warnung sagen: mir dünkt Du hättest schon genug auf Deinem Gewissen, und brauchtest ihm nicht noch mehr aufzubürden.

Adelgunde. Lieber Gott! ich bin ja an dem Allem nicht Schuld. Ich bin in der Gewalt des gnädigen Herrn und des alten Vincenz. Was die wollen, das muß ich armes Geschöpf thun. (Bitterlich weinend) Hätte ich nur jemand, der sich meiner annähme!

Der Vetter. Was wolltest Du dann?

Adelgunde. Immer schwebt mir der Tod vor den Augen. Es ist mir als ob ich bald sterben müßte. (Schluchzend) O Gott! Gott! — wie werd' ich in deinem Gericht bestehen?!

Der Vetter. Arme, liebe Adelgunde! dafür ist noch Rath. Du mußt aber vorerst thun, was an Dir ist.

Adelgunde. Ach sagt mir's! — Alles, alles will ich thun!

Der Vetter. Ist etwas an der Geschichte, welche die Hebamme in hiesiger Gegend erzählt?

Adelgunde (mit blassem Entsetzen). Welche Hebamme?

Den Vetter von Leitbach dauerte die Arme; fast bereute er es, die Sache erwähnt zu haben. Allein — er hatte davon angefangen, und mußte also auch fortfahren.

Der Vetter. Die vor ein paar Jahren an einem gewissen Ort einer gewissen Person in der Noth beistand. Ein gewisser Herr kam, ging mit dem Kind in ein Nebenzimmer ....

Laut auf schrie Adelgunde; krampfhaft faßte sie den Arm des Vorstehers. „Gott im Himmel!“ keuchte sie. „Ich muß fort — fort! Ich muß — alles sagen, was ich weis. — Wo ist die Fremde? ich muß zu ihr.“

Der Vetter gerieth in Angst; er war bang vor Aussehn, vor Lärm im Schlosse. „Sachte, sachte, Adelgunde!“ erwiederte er, und drückte ihr liebreich die Hand. „Wir müssen das Ding klug anfangen. Du mußt gleich, aber in aller Stille, fortgehen. Du kennst die hohe Hecke, welche aus dem Felde auf das Wirthshaus zuläuft. Dort verstecke dich. Ich will derweil ins Wirthshaus gehen und mich erkundigen, wo die Frau ist. Wir suchen sie dann noch in dieser Nacht auf, und .....

Adelgunde unterbrach ihn: „Fort nur, fort aus dieser Hölle! Es brennt mir unter den Füßen.“ Sie trieb ihn weg.

Der Vetter mußte an Vincenz Wohnung vorbeigehn. Jetzt fiel ihm der Brief ein, den er zu bestellen hatte. Der Alte stand in der Hausthüre und rauchte seine Pfeife; er machte große Augen, als er den Mann sah.

Der Vetter. Guten Abend, Vincenz! da ist ein Brief von Eurem Konrad.

Vincenz (indem er ihn annimmt). Nun, was macht Ihr denn hier? Warum schickt Ihr mir den Konrad nicht? — Aber ich will ihn wohl herbringen.

Der Vetter. Mit dem Herbringen hat es eben keine Noth. Wo man aber den Einen oder den Andern hin bringen wird? das ist wohl jetzt die Frage. — Gute Nacht, Vincenz! —

Bei aller Ruhe und Festigkeit, welche der Vetter von Leitbach äußerlich zu zeigen bemüht war — klopfte ihm gleichwohl das Herz wie ein Hammer; doch, was wollte er machen? Er ging also in den Krug, erkundigte sich behutsam, und ohne Verdacht zu erregen, nach dem Aufenthalte der fremden Hebamme, und als er den wußte, bezahlte er, eilte zur Hecke, faßte Adelgunden beim Arm und wanderte nun mit ihr in der stillen, heitern Sommernacht dem Walde zu.

Nach und nach wurden beide ruhiger und überlegten, was zu thun sey? Zur Hebamme zu gehn — war nicht rathsam. Würde Adelgunde auf der Burg vermißt, so erinnerte man sich — dies war voraus zu sehn — des Vetters von Leitbach; man fragte im Wirthshause nach ihm; man erfuhr, daß er sich nach der Hebamme erkundigt habe, und was dann der gnädige Herr alles wagen würde, das ließ sich mit Gewißheit aus seinem Charakter schließen. Das arme Mädchen zitterte bei der bloßen Vorstellung.

Beide kamen also darin überein sich nach Harschfeld, an das dortige fürstliche Oberamt zu wenden und bei ihm Schutz zu suchen. Warnefeld kannte den bangen rechtschaffenen Beamten. In einer Stunde waren sie an Ort und Stelle. Adelgunde fürchtete sich im Gasthofe zu bleiben; sie gingen also, wiewol es bereits Mitternacht war, nach dem Amthause. Der Oberamtmann hörte stark schellen, befahl seinem Bedienten, zu öffnen, warf sich, als er des Vorstehers Namen erfahren hatte, in den Schlafrock und kam herunter. Mit Unwillen und Erstaunen vernahm der Biedermann des Vetters gedrängte Erzählung, welche Adelgunde unter einem Strom von Thränen bekräftigte. Er lies etwas zu essen reichen, und sodann jedem ein Zimmer anweisen, um den Rest dert Nacht auf demselben zu verbringen. Zugleich aber mußte der Amtsbote auf der Stelle wegreiten, und die Hebamme abholen. Hinter ihm auf dem Pferde sitzend, kam sie des Morgens gegen fünf Uhr schon an. Eine Stunde später saß der wackere Beamte mit dem Gerichtsschreiber auf der Verhörstube. Da stand der Vetter aus Leitbach mit Adelgunde und dort — trat die Hebamme herein. Daß die beiden Frauenspersonen sich kannten, verrieth der erste Augenblick. Sie erzählten, jede einzeln, und in Abwesenheit der Andern, die schreckliche Geschichte mit der genauesten Uebereinstimmung. Adelgunde betheuerte dabei feierlich, daß sie nie, auch nur einen entfernten

Umgang mit Konrad gehabt habe. Ihr Herr sey es ganz allein, der sie in dies Unglück gestürzt hätte. Durch Versprechungen und Drohungen habe sie dieser, unter Vincenzens Beistand, dahin gebracht, Konraden anzugeben.

Dies Protokoll lößte der Vetter aus. Der Oberamtmann aber versprach ihm, dafür zu sorgen, daß das Kopulationsverbot sogleich vom Konsistorium aufgehoben würde.

Die Freude beflügelte Warnefelds Schritte. Auf seiner einsamen Wanderschaft dankte er Gott, daß sein Plan gelungen war, ein Plan, den er rasch entworfen, aber — wie er sich selbst gestehen mußte — nicht hinlänglich geprüft hatte. So wenig Ruhe gönnte er sich unterwegs, daß er noch zeitig genug in Waldscheidt eintraf, um seine Nichte, noch diesen Abend, mit der frohen Nachricht zu überraschen. Von hieraus wurde, auf der Stelle, ein Bote nach Kornhausen gesandt, mit dem der Pastor Salzheim und Konrad, durch die Kühle des Abends, herüberwandelten. Das schöne Gefühl, welches diesen kleinen Kreis guter Menschen beseelte, würde durch jede Beschreibung entweiht werden. Kurz; Alles kam wieder in sein voriges Gleis: das Konsistorium hob sein Verbot auf, Konrad wurde mit seiner Hildegard auf ewig verbunden, und fühlte sich in ihrem Besitz namenlos glücklich. — Der gnädige Herr zum Hasenstein wurde von der Gerechtigkeit verfolgt und

geängstigt. Bald sah er keinen andern Weg, ihrer Rache und der damit verbundenen Schande zu entgehen, als indem er das Recht über Leben und Tod an sich selbst ausübte. Er wählte ihn, und erhenkte sich in dem nämlichen Zimmer, wo er Adelgundens Tugend, und sein Kind gemordet hatte. Vincenz blieb noch eine Weile, was er gewesen war, nur mußte er die Gewalt des spanischen Rohrs allein auf seine arme, geduldige Frau einschränken. Doch nicht lang überlebte sie die, eben erzählten Begebenheiten. Nach einem halben Jahr wurde sie durch eine kurze Krankheit aus dem Joche gespannt, welches sie mit eben so viel Sanftmuth, als Standhaftigkeit getragen hatte. Der einzige Wunsch, den sie hegte, war der, ihren Sohn und seine Gattin zu sehen, und vor ihrem Abschiede zu segnen. Vincenz verweigerte es mit stürmischer Hartnäckigkeit. Der junge Herr von Hasenstein hatte nur den Tod des Biederweibes abgewartet; jetzt aber schleuderte er Blitz auf Blitz auf Vincenzens grauen Scheitel. Der Gründe und Ursachen fand er nur allzuviele, den alten Starrkopf mit leerem Beutel, und von Allem entblößt, von seinem Gute fortzujagen. Vincenz verlor sich; alle Mühe seines braven Sohnes und der Obrigkeit war vergebens; nirgends konnte man ihn aufspüren. Lang währte Konrads Trauer. Mit offnen Armen hätte er seinen Vater empfangen, selbst wenn er mit aufge-

hobenem Rohr zu ihm gekommen wär! — Adelgunde beharrte in ihrer Reue, und verbrachte die Tage in stiller Wehmuth. Hierauf wurde Rücksicht genommen. Man führte sie in ein Stift, wo sie gut aufgehoben war; bald aber ging ihre Ahndung in Erfüllung. Sie starb und das Kind der Schmerzen folgte ihr in wenigen Stunden nach. Man legte es im Sarge ihr in den Arm, an das Herz, das um seinetwillen von so manchem peinlichen Gefühl war bestürmt worden. Jetzt waren sie beide geborgen, und der Ewige wird noch erbarmender gerichtet haben, als die Menschen.

Ich erzählte dies Alles in einer Folge, um mich nun lediglich mit Konrads neuem Wirkungskreise beschäftigen zu können.

Schon seitdem er mit Hildegard versprochen gewesen war, hegte er den ächtpatriotischen Gedanken, durch Verbesserung der Landwirthschaft — er kannte sie aus dem Grunde, und liebte sie leidenschaftlich — dem ganzen obern Theil des Herzogthums eine neue Quelle des Wohlstandes und des Glückes zu öffnen. Er selbst wollte mit einem guten Beispiel vorgehen, und die Uebrigen dadurch, um so sicherer, zur Nachfolge reizen. Den Anfang machte er damit, daß er seine Wiesen in den besten Stand setzte, und ihnen, auf diesem Wege, doppelten Ertrag abgewann. Seine entfernten, wüstliegenden Brachäcker besäete er, nach und nach, mit nützlichen Futterkräutern, theils mit Esparsette,

theils auch mit Brennnesseln. Ueber Letzteres spöttelten seine Nachbarn; er aber achtete dessen nicht, ging seinen Gang fort, und war überzeugt, daß sie ihm dereinst folgen, und ihm danken würden.

Sobald er reichlich mit Futter versehen war, suchte er Schweizervieh zu bekommen. In ein paar Jahren hatte er einen Stall voll Viehes, der im ganzen Herzogthum seines Gleichen suchte. Ueberhaupt brachte er es in wenigen Jahren sowohl im Ackerbau als in der Viehzucht zu einer solchen Vollkommenheit, daß auch allmälig die Spöttereien der Nachbarn verstummten. An den Sonntagen gingen sie nach Konrads Wiesen und Feldern, besahen sie, und kratzten sich dann hinter den Ohren. Unser Freund hielt sich so lange ganz still, bis er merkte daß die Spannung auf's Höchste gestiegen war. Nun ersuchte er, an einem Sonntage, sämmtliche Hausväter der Gemeinde, sich in seiner Wohnung einzufinden. Sie kamen, bewunderten die Reinlichkeit und Ordnung, welche allenthalben herrschte, und äußerten laut den Wunsch, daß ihre Wirthschaft doch auch auf einen solchen Fuß kommen möchte. Als die erste Aufwallung vorüber war, hielt ihnen Konrad eine kurze, aber warme und herzliche Rede. Er sagte ihnen: „sie könnten nun an seinem Beispiel sehen, was bessere, vernünftige Landwirthschaft wirke; ihnen allen sey das Nämliche zu erreichen möglich, was ihm, unter Gottes Beistand gelungen sey. Gern wolle er

ihnen seinen Rath ertheilen, wenn sie denselben nur zu befolgen geneigt wären.“ Ein allgemeines, freudiges: Ja! war die Antwort. Konrad empfand darüber das reinste Vergnügen, äußerte es, und that den Vorschlag, sich alle Sonntage, nach geendigter Predigt zu versammeln. Man wollte sich alsdann über Wirthschaftsgegenstände unterreden, und er werde dabei einem jeden mit seinem besten Rath an die Hand gehen.

Herrliche Früchte trug diese Einrichtung. Alles freute sich auf den Sonntag, und die Woche hindurch bemühte man sich, das Gehörte anzuwenden. Groß und Klein wurde von einer solchen Thätigkeit, von einem solchen Wetteifer belebt, daß das ganze Dorf nebst seiner Gemarkung, schon in ein paar Jahren, auf dem Wege war, in ein Paradies verwandelt zu werden.

Es war nicht anders möglich, auch die umliegenden Ortschaften mußten auf Konrad und seine Waldscheidter aufmerksam werden. Bald fand sich dieser, bald jener in den sonntäglichen Zusammenkünften ein, hörte den Unterredungen zu, und besah sodann die Ställe und Aecker, wo er alles dasjenige verwirklicht fand, was man als zweckmäßig und vortheilhaft anpries. Selbst in ziemlicher Ferne sehnte man sich nach Konrads Unterricht.

Nach mancherlei Berathschlagungen der Dörfer unter sich, wurde der Entschluß gefaßt, daß jedes einzelne, Sonntag für Sonntag, einen

verständigen Mann nach Waldscheidt schicken sollte, der dann das Abgehandelte seinen Nachbarn wieder mittheilen könnte. Dies geschah. Man hätte glauben sollen, eine neuer, guter Geist beseele alle Einwohner des Oberlandes. Viel trug dazu der Umstand bei: Konrad würzte seine Rathschläge zum öftern mit religiösen Ermahnungen, wobei ihm der treffliche Pastor Salzheim, der, so oft er irgend konnte, den Zusammenkünften beiwohnte, treulich an die Hand ging. Ein solches Wort, unter diesen Verhältnissen, und in dieser Hinsicht geredet, machte gewöhnlich einen tiefen und bleibenden Eindruck. Die Bauern fingen an zu glauben, ein ächtchristliches Leben, Wohlthätigkeit, und Gerechtigkeit sey zum Emporkommen ihrer Wirthschaft eben so nöthig, als verbesserter Landbau. Sie sahen dies alles an Konrad und an Salzheim, und beide bestärkten sie, mit vollem Rechte, in dieser heilbringenden Ueberzeugung.

Erlaubten es die Geschäfte, so besuchte Konrad auch von Zeit zu Zeit das oder das andre Dorf. Wußte man, daß er da war — flugs sammelte man sich zu ihm. Seine Erscheinung war allemal das Zeichen zu herzlicher, ungeheuchelter Freude. Hildegard wirkte, in ihrem Theile, mit derselben Uneigennützigkeit, mit demselben Wohlwollen. Sie unterrichtete ihr Geschlecht, und besonders die heranwachsenden Mädchen, in den häuslichen Geschäften, und las ihnen dabei

nicht selten aus einem guten, Herz und Verstand bildenden Buche vor. Mit einem Wort; dies edle Paar hatte das seltne Glück, Engel des Segens, nicht blos für die umliegende Gegend, sondern für das ganze Oberland zu werden. Und was beinahe seltner ist, sie wurden als solche geschätzt, geliebt. Das Größte von Allem aber war dies: sie blieben einfältig, demüthig bei ihrem Glück. Keine Spur von Luxus war um und an ihnen zu sehen. Höchste Reinlichkeit war ihre Mode; die Thränen des Unglücks, welche durch sie getrocknet wurden, waren ihr Schmuck.

Als Konrad den Wohlstand seiner Freunde begründet sah, trat er mit einem Plane hervor, der seine Seele schon lang, der sie in ihren schönsten Stunden beschäftigt hatte. Dies war — Verbesserung der Schulen. Sie waren zu Waldscheidt in einer eben so traurigen Verfassung, wie dies in den mehrsten kleinen, armen Ortschaften der Fall ist. Unserm Konrad wurde alles leicht, denn er besaß das unumschränkte Zutrauen seiner Mitbauern. Die Mittel zur Schulverbesserung fand er in den Gemeinweiden. Da die Stallfütterung allenthalben eingeführt war — so blieben diese weitläuftigen Triften unbenutzt liegen. Konrad schlug daher, in öffentlicher Versammlung, vor, dieselben Stückweise zu verpachten, und mit dem Ertrag die Schulen zu fundiren. Er selbst erbot sich, einen beträchtlichen Theil derselben zu übernehmen; der Vetter

von Leitbach und andre große Eigenthümer folgten seinem Beispiel. In Zeit von einer Stunde war alles an Mann.

Nun berief man stehende geschickte Lehrer; die Kinder besuchten die Schulen eben so wohl im Sommer als im Winter. Der Nutzen, welcher noch jetzt dadurch gestiftet wird, ist unbeschreiblich.

Etwas später wurde auch eine bessere Armenversorgung zu Stande gebracht. In der ganzen Gemeinde sah man keinen Bettler mehr. Ein paar alte gebrechliche Personen wurden in ein Haus zusammengethan, und von den Bauern, der Reihe nach, mit Essen versorgt. Der Küster, ein sehr biederer Mann, war Aufseher der kleinen Anstalt.

Der Beamte dieser Gegend hatte Konrads und seiner Gattin Thun mit eben so viel Aufmerksamkeit, als Wohlgefallen beobachtet, auch von Zeit zu Zeit deshalb an die Landesregierung berichtet. Ungefähr zehn Jahre mochte unser Freund gewirkt haben, als er unvermuthet vom regierenden Fürsten den Befehl erhielt, in der Residenz zu erscheinen. Sie war fünfzehn Meilen von Waldscheidt entfernt. Sogleich machte er sich auf, und zwar zu Fuß, weil er diese Art zu reisen allen andern vorzog. Am Abend des dritten Tages langte er an, trat in einem guten Wirthshause ab, und meldete seine Ankunft. Bald nachher kam ein Bedienter von Hofe, der dem Wirth seinen Gast zur besten Behandlung

empfahl, und dabei erklärte, Seine Durchlaucht werde alles vergüten. Konrad aber brachte er den Befehl, sich am andern Morgen, zu einer bestimmten Stunde, im Schlosse einzufinden.

Unserm Freunde wurde denn doch etwas beklemmt, er wußte nicht, wo es hinaus sollte. Daß man nichts Böses mit ihm vorhabe, begriff er freilich. Und zudem — machte ihm sein Gewissen keine Vorwürfe, welches in zweifelhaften und bedenklichen Lagen eigentlich die Hauptsache ist.

Zur festgesetzten Stunde ging Konrad, am andern Morgen, in's Schloß, und wurde sogleich in den Audienzsaal geführt. Der Flügelthüre gegenüber stand der Fürst, bekleidet mit Ordensband und Stern, von seinem ganzen Hofstaat umgeben. Er war noch ein junger Herr, zählte etwa acht Jahre weniger als unser Freund und hatte in seiner Figur so wie in seinem Anstand und Benehmen etwas ungemein edles. Konrad war kaum über die Schwelle, — da trat ihm der Fürst einige Schritte entgegen und sagte mit freundlichem Lächeln: „Kommt näher, mein Freund! ich muß mich doch endlich einmal für die großen Dienste erkenntlich bezeigen, welche Ihr dem Vaterlande, und folglich auch mir geleistet habt."

Konrad wollte antworten, aber der Hof schloß einen Kreis um ihn und um den Fürsten. Zugleich überreichte der Hofmarschall Letzterem eine große, goldne Medaille, welche an eine goldne Kette befestigt war. Auf der einen Seite sah

man

man das, sehr ähnliche Brustbild des Fürsten; auf der andern standen die Worte: „Konrad „dem Guten, des Vaterlandes edel„stem Sohne gewidmet vom Landes„vater.“ Der Fürst nahm die Kette, hing sie Konrad um den Hals und sagte: „Konrad der Gute! Herzlich dank' ich Euch für alles dasjenige, was Ihr zum allgemeinen Besten thatet und wirktet. Euch belohnen kann ich nicht. Das wird dort geschehen, wo jede Edelthat ihre Vergeltung findet. Konrad war so erschüttert, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Endlich rollten Thränen aus seinen Augen, und er erwiederte mit zitternder Stimme: „Gnädigster Herr! es fehlt mir an Ausdrücken. Nehmen aber Ew. Durchlaucht das Gelübde zum Dank an, daß ich auch ferner, mit Freuden, Alles thun werde, was irgend in meinen geringen Kräften steht.“ — Er wurde nun am Hofe bewirthet, und sodann in Gnaden entlassen.

Wir müssen es als einen schönen, bemerkenswerthen Zug in Konrads Charakter anführen, daß die große, ihm zu Theil gewordne Ehre seinen einfachen, demüthigen Sinn auch nicht im geringsten veränderte. Er blieb, wie er gewesen war, und dankte der Vorsehung, daß sie ihn würdig gefunden hatte, ein Werkzeug in ihrer Hand zu seyn. Allenthalben sprach man von der, ihm wiederfahrnen Auszeichnung; man

fand, daß sie für den Fürsten eben so rühmlich sey, als für unsern Freund. — — — —

Drei Wochen waren seit Konrads Rückkehr aus der Hauptstadt verflossen — da sah er, als er Abends, ziemlich spät, aus dem Felde kam, einen Mann vor dem Dorf am Wege stehn, dessen ganzes Wesen den Stempel des fürchterlichsten Elends an sich trug. So wie Konrad sich ihm näherte, begann der Greis zu zittern. Endlich sagte er mit bebender Stimme: „Unser Erlöser hat kein Gleichniß von „einem verlornen Vater erzählt. Aber „doch wag' ich es, komme zu Dir und sage: Kon„rad, mein Sohn! — ich bin nicht werth Dein „Vater zu heißen! Mache mich nur zu einem Deiner Tagelöhner!!" — Wahrlich, es bedarf keines hohen Grads von Empfindsamkeit, um unserm Freunde das Erschütternde dieses Auftritts nachzufühlen. Er stürzte seinem Vater an den Hals, weinte laut, und sprach: „Ach Gott! warum seyd Ihr so lange geblieben? Warum habt Ihr es soweit kommen lassen?" — Mit Gewalt riß sich der alte Vincenz aus seinen Armen, und versetzte: „Rühre mich nicht an! ich bin sehr unrein. — Ich „konnte nicht eher kommen, gönne mir nur eine „Nachtherberge in einem Deiner Ställe; dann „will ich Dir alles erzählen." — Konrad vermochte, vor Schluchzen, kein Wort mehr zu sagen; aller Unreinigkeit ungeachtet, nahm er seinen Vater am Arm, und führte ihn in sein Haus.

Als dort der Alte das edle Weib, seine Schwiegertochter, die rothwangigten Knaben und Mädchen, seine Enkel, und all' den blühenden Wohlstand sah — da konnte er sich nicht mehr aufrecht halten; er sank — in Konrads Arme? — nein! in die Kniee und wimmerte: „Nieder! nieder in den Staub! Laßt mich dem danken, der mir meine Schuld vergeben hat!" Er konnte nicht weiter, und wurde ohnmächtig. Seine Kinder erquickten ihn; er wurde gereinigt, mit hinlänglicher Wäsche und Kleidern versehn, und ihm nun sein Platz oben am Tisch im Lehnstuhl angewiesen. Vincenz war ein andrer Mensch geworden; er war die Freude seiner Familie, und blieb es bis an sein Ende.

Wie aber diese Umwandlung geschehen sey? das werden meine Leser zu erfahren wünschen. Ich will es in gedrängter Kürze erzählen.

Vincenz wurde, wie oben gesagt, durch den jungen Herrn von Hasenstein von Haus und Hof vertrieben. Nichts blieb ihm übrig, als was er auf dem Leibe trug, und dann sein — spanisches Rohr, welches ihm der Edelmann aus Gnaden lies, das er aber an niemand mehr gebrauchen konnte. Betäubt wanderte er fort, ohne zu wissen was er anfangen sollte. Die paar Heller, welche er aus dem Sturm gerettet hatte, waren bald verzehrt. Soldat konnte er nicht wieder werden, denn dazu war er schon zu alt. Aus eben dem Grunde wollt' ihn niemand in

Dienste nehmen. Es blieb ihm also nichts übrig, als — zu betteln. Erst verkaufte er noch sein vielgebrauchtes Rohr, und schnitt sich einen Bettelstab aus den Hecken. Oft fiel es ihm wohl ein, zu seinem Sohn zu gehen: aber Stolz und Schaam ließen es nicht zu.

Ich übergehe die zahllosen Demüthigungen, den vielfältigen Jammer, welchen der arme Mann erdulden mußte, und berühre nur dasjenige, was seinem Schicksal den Ausschlag gab. Als er nämlich einstens in einem Dorfe durchaus keine Herberge bekommen konnte und vom Bettelvogt hinaus geprügelt wurde — da trieb ihn wüthende Verzweiflung und nagender Hunger in die nahliegende Waldung. Heidelbeeren sollten ihn sättigen; unter einem Strauche wollte er ruhen. Eine ziemliche Weile war er fortgegangen, hatte nichts gefunden, und konnte nichts mehr finden, weil es schon zu dunkel geworden war. Jetzt entdeckt er oben in einer engen Schlucht den Schimmer eines Feuers. Ohne die möglichen Folgen zu überdenken, eilt er dahin, und findet mehrere Männer, dem Ansehn nach Landstreicher, welche sich Wein, Schinken und Brod wohlschmecken ließen. Als sie die Füße des alten Bettlers im Laube rascheln hören, fahren sie auf und rufen ihm zu: „Steh', oder du bist des Todes!" Vincenz stand, fleh'te um sein Leben, um etwas Essen. Die Bubenrotte merkt, wen sie vor sich hat, ladet ihn ein, sich zum Feuer

zu setzen, giebt ihm Speise und Trank; einer öffnet seinen Bündel, und reicht dem Alten einen guten braunen Oberrock. Hastig greift dieser zu, denn seine Lumpen reichen kaum hin, die Blösse zu bedecken.

Nun aber hört Vincenz mit Entsetzen, daß die Kerls im Dorfe stehlen, und es sodann anzünden wollen, weil auch sie aus demselben weggejagt worden sind. Er schweigt und zittert. Als sie ihm aber befehlen mit zu gehn — legt er sich aufs Bitten, und fleht, ihn zurück zu lassen. „Nein alter Hund!“ donnern sie; „du sollst uns nicht verrathen. Fort, wenn dir dein Leben lieb ist!“ Kurz; er mußte mitgehen, oder sterben. Er war schwach genug, das Erstere zu wählen.

Es wurde gestohlen und Feuer angelegt. Doch kaum zeigten sich die Flammen — da gab es Lärm, die Mordbrenner flohen; man gewahrte ihrer; setzte ihnen nach; und Vincenz, der alt und schwach war, wurde eingeholt. Man erkannte den braunen Rock; er war erst kurz vorher im Dorfe selbst gestohlen worden. Vergebens alle Thränen, alle Betheurungen. Man hatte ihn des vorigen Abends im Dorfe gesehen; er wurde gebunden, der Obrigkeit überliefert, und ins Gefängniß geworfen.

Hier kam Vincenz aus dem Traum seines Lebens zu sich. Furchtbar war sein Erwachen; schrecklich die Aussicht in die nähere und fernere Zukunft. Gleich einem gähnenden Abgrund voll

endlosen Jammers lag sie vor ihm. Er blickte auf seinen zurückgelegten Lebensweg, und fühlte sich bei dieser Prüfung jeder Strafe würdig. Doch konnte er in allen Verhören nicht mehr sagen als er wirklich wußte. Vermuthlich hätte man ihn laufen lassen, wenn man nicht noch mehrere von der Bande einzufangen gehofft hätte, mit welchen man ihn dann zur Konfrontation gebrauchen könnte. Deshalb saß er einige Jahre im Kerker. Diese Jahre aber gereichten zu seinem ewigen Heil; er änderte seine ganze Sinnesart. Endlich wurden zwei jener Mordbrenner verhaftet. Durch sie kam Vincenzens Unschuld vollends an den Tag; er wurde auf freien Fuß gestellt. Sein Stolz war verschwunden: er bettelte sich den weiten Weg von zwei und dreißig Meilen durch, bis er, wie schon erzählt, zu Waldscheidt ankam.

Wohl dem Verirrten, welchen der Allwissende der Leiden werth achtet!! — Konrad freute sich mit solchen Gefühlen über seinen wiedergefundenen Vater, wie die Engel, dem Wort unsers Meisters gemäß, sich über die Besserung eines Sünders freuen. — —

Aber immer fehlte noch eine Person, deren Schicksal unsern Freund und seine Hildegard sehr oft beunruhigte. Dies war der Dokt. Verenborg. Seit dem Tage ihrer Heirath hatten sie auch nicht das Geringste von diesem herrlichen Manne gehört. Sie fürchteten nicht ohne Grund, daß er, troß aller Vorsicht, ein Opfer

seiner boshaften Verfolger möchte geworden seyn. Doch — auch dieses Geheimniß klärte sich auf.

Ungefähr ein Jahr nach Vincenzens Ankunft in Waldscheidt, erhielt Pastor Salzheim einen Brief von dem so lang ersehnten Manne. Er war aus der Residenz des Fürsten von ***. Verenborg befand sich nicht ganz wohl, und wünschte, daß seine ehemaligen Freunde, Salzheim und Konrad, ihn besuchen möchten. Mit hoher Freude eilte der würdige Pfarrer auf der Stelle nach Waldscheidt. Konrad und Hildegard jauchzten. Schon am andern Tage ward die Reise angetreten. Sie fanden den edlen Mann sehr verändert. Fast die ganze Zeit über war er in einem entlegenen russischen Städtchen gewesen, und erst vor Kurzem nach Deutschland zurückgekehrt. Sorgen und Strapazen hatten seine Gesundheit untergraben. Seine Feinde aber waren gestorben, und er konnte nun seine Tage in Ruhe und mit Wohlthun hinbringen.

Gern würde ich die Leser mit dem Leben und den Schicksalen dieses erhabenen Biedermanns näher bekannt machen. Allein dies Vergnügen ist mir nicht gegönnt. Nur so viel darf ich sagen: der Doktor war eine vornehme Standesperson, und Zeuge unerhörter, laut von ihm gemißbilligter Gräuel. Und eben dieses Zeugens wollte man sich gern entledigen. Doch Gott ist mächtiger als der größte Monarch; er kann den Guten schützen und den Rath der Bösen zu Schan-

ßen machen. Den alten . . . . Fürsten hatte der Tod vom Throne gestoßen; seinen ältesten Prinzen und Nachfolger beseelte ein ganz anderer Geist. Er wußte um den Aufenthalt des Doktors, rief ihn zurück und bat ihn, sein Leben vollends bei ihm zuzubringen. Der Biedermann that es um so lieber, da er noch ein weitläuftiger Verwandter der fürstlichen Familie selbst war. Seine Gesundheit kehrte wieder, und um eine angenehme Beschäftigung mehr zu haben, kaufte er das adliche Gut zum Hasenstein, welches in Konkurs gerathen war. Der junge Herr, welcher in Kriegsdiensten stand, war in einem Scharmützel geblieben; seine Schwester im Auslande verheirathet; das Gut aber ziemlich verschuldet. Manchen Tag verbrachte unser Freund im Schooße seiner Heimath, und genoß die Freuden seiner Jugend in der Erinnerung zum zweitenmal. —

Konrad der Gute wurde alt; er sah Kindeskinder. Seine Hildegard ging ihm voraus in die Wohnungen des ewigen Friedens. Er selbst entschlummerte den Tod des Christen, beweint von allen, die ihn kannten. Sein Erwachen zum großen Tage kann nicht heiterer seyn, als sein Einschlafen zur langen Nacht es war.

10.

Der Emigrant.

Mit wunden Füßen, zerrißnen Schuhen und Strümpfen, stieg Grignon den steilen Abhang des hohen Bernwaldes herab; jeden Augenblick sank er in die Kniee, seine Schenkel wankten, und wollten ihn nicht mehr tragen, und in seiner Tasche war nichts mehr als ein großer Thaler, der ihn nur noch einen Tag vor dem Betteln schützen konnte. Hinter ihm senkte sich die Sonne ins Hochgewäld nieder; vor sich überschaute er ein weites Gefilde voller Städte und Dörfer, zwischen denen der Rhein wie ein breites nachlässig hingeworfenes Silberband hervorschimmerte. Die vielen allenthalben rauchenden Kamine, und die im üppigsten Flor stehenden Gärten, Weinberge, Aecker und Wiesen, verkündigten ihm eine paradiesische glückliche Landschaft; und über ihm glänzte der Abendhimmel lasurblau, an welchem sich noch in der Ferne das vorübergegangene Gewitter zeigte, das mit dem Bogen des Bundes bekränzt, Gnade und Segen verkündigte. Ihn umwehte eine kühle erquickende Luft, die nach einem schwülen Tage sein ganzes Wesen stärkte. Er setzte sich am Fuß einer Maibuche nieder; die milde Natur um ihn her, stimmte seine unter

den Thränenpunkt herabgesunkene Trauer so weit wieder hinauf, daß er weinen konnte; nun flossen seine Thränen häufig auf das dunkelgrüne Moos zwischen seinen Knieen, sein Herz öffnete sich, und brünstige Seufzer stiegen mit heißem Sehnen zu den Sternen empor; kaum konnte er wieder aufstehen, denn er hatte bisher durch unwegsame Gegenden Tag und Nacht gelaufen, um nicht ergriffen und guillotinirt zu werden; er war also unbeschreiblich müde, nun zwar nahe an die Gränze Frankreichs gekommen, aber in einem Lande, dessen Sprache er nicht verstand, und dessen Religion er nicht bekannte, die er sogar verabscheute, weil sie ihm von seinem Beichtvater als die abscheulichste Ketzerei beschrieben worden war. Indessen war nun kein andrer Rath, er mußte bei diesen Ketzern Zuflucht suchen; mühsam erhob er sich von seinem weichen Moossitze, faßte seinen hainbuchenen Stock, den er in einer Hecke geschnitten hatte, streckte sich, seufzte tief und schritt vorwärts. In dem Augenblick kam ein Mann mit einem Esel den Berg herab, er betrachtete den schwermüthigen Fremdling, seine Thränen ergriffen ihm das Herz, auch ihm traten sie in die Augen und mit freundlicher Miene nahte er sich mit seinem Thiere dem Wanderer, und bat ihn auf seinen Esel zu sitzen; Grignon verstand nicht deutsch, als aber der freundliche Mann die Bitte in seiner Muttersprache wiederholte, nahm er das für ihn so wohl-

thätige Anerbieten mit Dank gegen Gott und den theilnehmenden Mann an, und nun gings die Höhe hinunter. Indessen erkundigte sich unser Emigrant nach allem, was ihm am nächsten anlag, ob in dem Dorf daunten am Berg kein katholischer Wirth sey? ob man wohlfeil da logiren könnte? und was dergleichen Fragen mehr waren. Der Menschenfreund gab ihm auf alles Bescheid, sagte ihm, daß in dem Dorfe lauter Protestanten wohnten, die ihn aber höflich und christlich behandeln würden. Grignon seufzte, und ergab sich in sein Schicksal. Sein Begleiter führte ihn vor das Wirthshaus hin, verließ ihn dann mit seinem Thier und schlug die kleine Belohnung aus, die ihm angeboten wurde. Die Wirthin, eine junge freundliche reinliche Frau, saß vor der Thür und belas einen Salat; ein paar frohe liebliche Kinder spielten um sie her, und ein Hündchen belferte ihn an, und schien ihn mit zweifelnden Blicken zu fragen, ob es wohl an ihm hinan springen dürfe? — Dies alles wirkte so stark auf unsern guten Pilger, daß er ohne ein Wort sagen zu können auf die Bank hinsank. Die Wirthin ahnete bald was für eine Bewandniß es mit dem Gast haben möchte, sie lud ihn daher freundlich ein bei ihnen zu bleiben, so lange, bis er sich vollkommen erholt habe; dann eilte sie, holte Wein, Brod und Salz und setzte es ihrem Fremden vor. Grignon verbat es sich, indem seine Baarschaft ihm nicht erlaube

eine solche Erquickung anzunehmen, aber das edle Weib bat ihn freundlich deshalb ruhig zu seyn, und setzte hinzu: wenden Sie sich nur an den Vater im Himmel, der läßt niemand unversorgt, der sich von Herzen und mit kindlichem Zutrauen Ihm naht, und um das Nöthige bittet. Bei dieser christlichen Rede machte Grignon große Augen, und versetzte: sind Sie katholisch Madame? Nein war die Antwort, ich bin lutherisch. Das konnte er nicht begreifen, doch schwieg er, und freute sich bei Leuten zu seyn, die doch im Grunde katholisch dächten.

Bald darauf kam auch der Wirth mit Knechten und Pferden vom Felde, er sah so ernst und so trocken aus, daß unser Gast sich zu fürchten begann; blöde folgte er in die Wirthsstube, und setzte sich dort hinten ganz still in eine Ecke. Jetzt beruhigte ihn das Gefühl der Sicherheit, sein Gram verwandelte sich in eine kindliche Klage, die er seinem Namenspatron, dem heiligen Ludwig in einem innern Herzensgebet vortrug und ihn um seine Fürbitte anflehte.

Nun fand sich noch ein Fremder ein, der in K..... einige Stunden von da wohnte, eine Indienne Fabrik hatte, zu welcher in dasigen Gegenden Baumwolle gesponnen wurde, und sonst auch ein Verwandter des Wirths war; endlich kam auch der Prediger des Dorfs, der Wirthin Vater, dazu, der Tisch wurde gedeckt und die Speisen aufgetragen. Der Wirth, die Wirthin, der

Pfarrer und der Kaufmann setzten sich, und nun war noch ein Couvert übrig und der fünfte Stuhl leer. Die freundliche Wirthin winkte Grignon, aber er weigerte sich, bis endlich der Wirth aufstand, ihn stark am Arme faßte, und an den Tisch führte, mit den Worten: Essen Sie sich satt, für die Bezahlung sorgen Sie nicht, ich weiß einen der für Sie bezahlt. Tief erschüttert und mit Dank gegen Gott und den heiligen Ludwig nahm er die für ihn bereitete Stelle ein.

Während dem Essen adressirten sich alle an den Emigranten. Sie kamen einander mit Höflichkeiten gegen ihn zuvor, und die Wirthin wünschte bescheiden, seine Geschichte zu erfahren; Grignon gerührt durch alle diese höfliche Theilnahme, bewilligte ihr Verlangen von Herzen gerne, und erzählte folgendergestalt:

Ich bin ein Landedelmann aus der Gegend von Orleans, wo mein Vater ein Schloß und einige Güter besaß; ich fand die Tochter eines Nachbarn unsres Standes liebenswürdig, und unsre beiderseitige Eltern, die sich unserer Verbindung freuten, willigten ein; wir heiratheten uns, und mein Vater gab uns ein schönes Gut in einer angenehmen Lage, wo wir einige Jahre in seeliger Zufriedenheit verlebten. Mein Vater war ein sehr frommer Mann, seine Grundsätze erlaubten mir nicht, in Paris und auf Reisen meinen Geist auszubilden, aber ich suchte

durch Lektüre das zu ersetzen, was mir durch mein Daheimbleiben an Menschenkenntniß abging, dabei verwaltete ich meine Güter gewissenhaft, drückte meine Bauern nie, wie wohl andre meines Gleichen, sondern bemühte mich, ihre Lasten zu erleichtern und ihnen wohlzuthun wo ich konnte; aber sie haben es mir schrecklich vergolten: denn als die Schreckenszeit begann, so kamen sie unter der Anführung eines wüthenden Sanscülotten, plünderten mich rein aus, mißhandelten mich und meine Concorde, zündeten dann Haus, Scheuer und Stallungen an allen vier Ecken an, und führten uns gefangen nach Orleans. Hier wurde mein geliebtes Weib von mir getrennt, und unsre beiden Kinder, ein Sohn und eine Tochter, vor unsern Augen — hier stockte dem guten Mann die Rede, Thränen mußten der Zunge Luft machen, dann stammelte er weiter: — mit den schrecklichsten Verwünschungen ermordet. Ach! wie die lieben Kleinen noch ihre Händchen nach mir ausstreckten, als die Dolche in ihre zarte Brust drangen — weiter konnte er nicht reden, die Wirthin schluchzte, der Wirth wischte die Augen, der Prediger und der Kaufmann blickten in die Höhe und falteten die Hände.

Grignon erholte sich wieder und fuhr fort: Zehn Wochen saß ich in einem schrecklichen Gefängniß, und erwartete täglich den Tod; von meiner Concorde erfuhr ich nichts, nur hörte ich

täglich, wie und wer guillotinirt worden, und ich schauderte jedesmal zusammen, aus Furcht zu hören, meine theure Gattin sey auch unter der Zahl der Schlachtopfer. Endlich kam einst unser Gefangenwärter mit einem grinsenden Gelächter, und schnaubte unter seinem gräßlichen Schnurbart die Worte hervor: Verdammter Aristokrat! nun ist morgen die Reihe an Dir, heute ist Dein Weib guillotinirt worden. Ohnmächtig sank ich nieder, und als mein Bewußtseyn zurückkam, befand ich mich ganz allein; alle Gefangene waren oben in einen Saal abgeholt worden, um da verhört zu werden. Kaum konnte ich mich besinnen, als ich einen meiner Bauern erblickte, welcher hastig herein schritt, mich am Arm ergriff und mich mit den leisen Worten Fort! fort! zu einer Hinterthür hinaus führte; dort war die Schildwache entlaufen, wir schlichen längs die Hecken in einen Wald, und nachdem er mir einige Louisd'or in die Hand gedrückt, verließ mich der treue Mann mit heißen Thränen. So betäubt und so tief ich auch in Trauer versunken war, so trieb mich doch die Lebenslust instinktmäßig fort; ich durchstrich die abgelegensten Oerter, fand aber immer mitleidige Menschen, die sich meiner annahmen, und so kam ich unter mancher Angst und Beschwerlichkeit endlich hierher. Aber nun bin ich wieder in der äußersten Verlegenheit, denn die Louisd'or meines braven Bauern sind bis auf den letzten Thaler zusammen geschmolzen.

Das Wohlwollen der Tischgesellschaft strömte über, und der gute Grignon fühlte sich wie unter Engel versetzt; sein ganzes Wesen thaute auf, er wurde sogar nach und nach gesprächig und munter.

Lieber Herr und Freund! fing nun der Pfarrer an, so schrecklich auch Ihre Schicksale sind, so hat doch der liebe Gott väterliche Absichten dabei. Er will Sie durch Leiden bewähren, und in der Heiligung befördern, nehmen Sie das alles mit Dank von seiner Vaterhand an, beharren Sie in einem kindlichen Gebet zu Ihm, so wird Er Sie mächtig trösten durch alle Gefahren hindurchführen, und vielleicht noch recht glücklich machen. Grignon staunte über dieser Rede, ergriff den frommen Prediger bei der Hand, und sagte: aber lieber Herr Pfarrer! Sie sprechen ja wie ein ächter Katholik?

Der Pfarrer. Ich merke wohl man hat Ihnen unrichtige Begriffe von uns Protestanten beigebracht; Sie werden uns besser kennen lernen. Begeben Sie sich nun zur Ruhe! Der Herr segne und beschütze Sie! denn noch sind Sie in Gefahr bis Sie über den Rhein sind; hier fiel der Kaufmann ein, und sagte: dafür sorge ich, ich nehme ihn mit, und schaffe ihn sicher auf das linke Ufer. Grignon war so gerührt, daß er seinen Dank nicht in Worten auszudrücken vermochte. Man ging nun zur Ruhe, und Niemand schlief wohl sanfter als un-

ser Flüchtling. Des Morgens weckte ihn früh der Kaufmann Herr S...., befahl ihm Stille und Vorsicht und bat ihn, sich reisefertig zu machen. Grignon war bereit und forderte nur noch die Rechnung von seinem Wirth, sie betrug einen Gulden und dreißig Kreuzer; der letzte Thaler wurde hervorgeholt und hingegeben, und drei Louisd'or zurück erhalten. Unter vielen Thränen des Erstaunens und des Dankes trennte sich der gerührte Wandrer von den edlen Menschen, und trat mit dem Kaufmann, der ein Cariol bei sich hatte, seine Reise wieder an. Sie fuhren durch Feldwege bis an den Rhein, wo sie in einem Weidengebüsche abstiegen, einen Nachen mit zween Schiffern fanden, flugs das Gepäcke dahinein brachten und dann auf die linke Seite hinüberfuhren. Nun sind Sie sicher, begann jetzt der Kaufmann, aber Sie gehen mit mir, wir wollen dann sehen, wie es weiter werden wird, unser Herr Gott wird für Sie sorgen. Grignon sank auf die Kniee und dankte Gott für seine Errettung, und folgte dann Herrn S.... in seinen Wohnort. Er wurde der Hausfrau vorgestellt und sehr freundlich aufgenommen. Ein halb Dutzend Knaben und Mädchen hüpften um den fremden Mann her, und forschten lächelnd mit ihren hellen Augen, ob ihm auch wohl zu trauen sey? und als dieser sie herzte und küßte, und jedem ein freundliches Wörtchen sagte, näherten sie sich mit Zutrauen und Liebe.

Grignon gewann bald die Herzen der Eltern und Kinder; wo er dienen konnte, war niemand williger als er, mit der größten Aufmerksamkeit bemühte er sich, dem Herrn S.... nützlich zu seyn, und bald freute sich dieser, einen Mann gefunden zu haben, der ihm so viel Erleichterung im Handel wie in der Haushaltung verschaffte, und auf dessen Thun immer Segen ruhte.

Unsern Fremdling freute und beruhigte besonders der Umstand, daß in dem Städtchen K.... eine katholische Gemeinde war, er machte sich mit ihrem rechtschaffenen Pfarrer, seinem künftigen Beichtvater, bekannt, der ihm bald die verhaßten Vorurtheile benahm, die er gegen die Protestanten gefaßt hatte. So vergingen Tage, Wochen und Monate: und so wie die Angst vor der Guillotine, und die Furcht an den Bettelstab zu gerathen, verschwand, so fingen die seeligen Tage, die er an der Seite seiner Concorde in Ruhe und Wohlstand verlebt hatte, an, vor seiner Seele vorüber zu gehen. Diese Wonnegestalten wirkten auf ihn, wie die Rückerinnerung eines abgeschiedenen Sünders, wenn er die in seinem Erdenleben genossenen sinnlichen Vergnügen durchdenkt; eine tiefe unheilbare Schwermuth lagerte sich auf sein Herz. Sein Beichtvater tröstete ihn mit den kräftigsten Gründen der Religion, und hielt dadurch sein Haupt immer aufrecht, daß er nicht im Angst-

meer versank

Wenn er über Feld ging, und die blühende, vom Sonnenlicht vergoldete Natur vor seinen Augen glänzte, so stellte sich immer das Bild seiner Concorde mit ihren Kindern in den Hintergrund, er dachte sie sich dort in den Schatten einer Ulme; sie sahen ihn kommen; mit offenen Armen eilten sie ihm entgegen, und siehe! es war nichts, es war ein Phantom, das ihn zu necken schien; und nun versank er in thränenlosen Kummer, doch verbarg er ihn so sehr er konnte, und versahe seine Geschäfte mit aller möglichen Treue.

So verbrachte der gute Grignon ein paar Jahre, ohne irgend eine Gefahr zu befürchten, aber nun änderte sich auf einmal die Scene: die Franzosen wurden auf dem linken Rheinufer Sieger, und Grignon sah sich wieder genöthigt, über Hals und Kopf zu flüchten. Herr S.... und seine Familie entließen ihn mit Thränen; er erhielt zweihundert Gulden Reisegeld und den wohlmeinenden Rath, ins nördliche Deutschland zu gehen, wo er vollkommen sicher seyn würde. Mit schwerem Herzen und unter Ausbrüchen des Dankes von der einen, und der Segenswünsche von der andern Seite verließ unser Flüchtling die friedliche Familie, die ihm in ihrer Mitte auf einige Zeit Schutz und Erquickung nach so vielen Stürmen gewährt hatte, und eilte in die Gebirge; rasch setzte er seinen Weg in dem Schwarzwalde, dann in dem Odenwald fort, fuhr über den Main und gieng dann durch das Fuldische und Hessische

nach Arolsen, wo der Fürst von Waldeck vielen Emigranten einen Zufluchtsort gewährte. An diese seine Landsleute schloß er sich an, aber es währte nicht lange, so fand er, daß die Mehresten unter ihnen grundverdorbene und sittenlose Menschen waren, daher verließ er auch diesen Ort bald wieder, ohne jemand vorher etwas von seinem Vorhaben entdeckt zu haben, und ging tiefer in Westphalen hinein.

Aber nun entstand bald wieder die sorgliche Frage in ihm, womit er sich in Zukunft ernähren sollte? denn sein Reisegeld schmolz zusammen und sehr wenig war noch übrig. Er ging eben durch einen Wald, als ihn diese Vorstellung mächtig ergriff. Jetzt fühlte er Zuneigung, zum Vater der Menschen zu beten; er schlich seitwärts hinter ein dunkles Gebüsch, und schüttete sein Herz mit milden Thränen vor seinem Erlöser in eben der Seelengestalt aus, in welcher der verlorne Sohn vor seinem Vater erschien; er gab sich ihm auf Gnade und Ungnade hin, und überließ sich willenlos seiner Führung. Dies war nun genau die Stimmung, welche die Vorsehung bisher durch alle die schweren Wege bei ihm bezweckt hatte; daher empfing ihn auch nun sein himmlischer Führer wie der Vater den verlornen Sohn; in seinem Innern eröffnete sich eine Quelle des Friedens und der Seelenwonne, von der ihm in seinem Leben nichts geahnet hatte; dankend und jauchzend ging er fort bis zum Ende des Waldes. Jetzt erschien ihm

die Natur in einem ganz andern Licht, die Sonne neigte sich auf dem fernen blauen Gebirge ihrem Untergang, die ganze Landschaft vor ihm hatte etwas ernstes und feierliches, aber nicht den üppigen Flor des Elsasses, die Natur sympathisirte hier mit ihm; ihm war wohl. Indem er so fortwandelte und um eine Bergecke herum kam, fand er ein schönes Wiesenthal vor sich; in der Mitte desselben ragte eine alte Burg aus einer Baumgruppe empor; noch glänzten die Spitzen ihrer Thürme im letzten Sonnenstrahl, und Grignon beschloß dahin zu gehen und zu versuchen, ob er wohl da eine Nachtherberge würde finden können. Die große altfränkische, aber wohl erhaltene Burg umfloß ein breiter Wassergraben, über welchen eine Zugbrücke den Zugang gestattete, und vor dieser stand ein ansehnliches Haus, welches ein Pachter bewohnte. Hier kehrte Grignon ein und erkundigte sich freundlich und bescheiden, ob er wohl bei ihm logiren könne? Der Pachter forschte genau nach allen Umständen des Reisenden, und ersuchte ihn dann, in der Stube sich nieder zu setzen; er aber eilte in die Burg, um die gnädige Frau zu fragen, was er zu thun habe? Bald kehrte er zurück und kündigte Grignon den Wunsch seiner Herrschaft an, ihn zu sprechen, führte ihn sodann über die Zugbrücke durch einen gewölbten Gang eine Wendeltreppe hinauf, dann in einen großen Saal mit rundscheibigten Fenstern und an den Wänden mit Ritterbildern in Lebensgröße ver-

ziert, und endlich in ein Cabinet, in welchem eine ältliche Dame in einem altmodischen Großvaterstuhl saß, auf deren Stirne die Früchte vieler Lebenserfahrungen thronten. Etwas Erhabenes, Ehrfurchterweckendes sprach aus den ehemals schönen Zügen und die Würde der Religion in ihrer Miene gebot Achtung jedem, der sich ihr nahte. Auch Grignon wurde von gleichem Gefühl durchdrungen; mit Ehrerbietung näherte er sich und küßte ihre Hand. Sehr freundlich bewillkommte ihn Frau von W...., und nachdem Grignon sich niedergelassen und der Pachter sie verlassen hatte, bat sie ihn, seine Geschichte zu erzählen. Grignon that dies mit so vieler Wärme und bescheidener Anmuth, daß die Dame staunte. Aufmerksam horchte sie der Erzählung, und oft flossen ihre Thränen; zuweilen unterbrach sie ihn auch durch weise Bemerkungen und bei Concordens trauriger Geschichte sagte sie tief gerührt: Lieber Herr von Grignon! mich wundert nicht, daß sich ein Freigeist, in dessen Kopf sich mit dem Leben auch das Daseyn endigt, nach einem solchen Verlust eine Kugel vor den Kopf schießt, aber der Christ — hier strahlte ihr Gesicht, und die verborgene Majestät einer Gottgeweihten Seele trat in ihre Liniamente hervor, — schaut hinüber ins Reich des Friedens: dort sieht er seine abgeschiedene, heimgegangene Gattin im Geist; nun bestrebt er sich erst, recht Gottgefällig zu leben und fürchtet den Tod nicht mehr, denn er weiß, daß

er ihn mit der Geliebten auf ewig vereinigt. Beruhigen Sie sich also, Herr von Grignon! Sie werden Ihre Concorde und Ihre Kinder dereinst wiedersehen, und keine Guillotine wird Sie mehr trennen, keine Revolution Sie ferner beunruhigen.

Grignon befand sich wie zu Hause, die Wonne der Wehmuth war ihm wohlthätig, er wurde zutraulich, und die Ausflüsse aus der edlen Seele der Frau von W.... waren ein kühlender Balsam auf seine brennende Herzenswunde.

Nun wurde das Abendessen aufgetragen, zu welchem sich auch ein alter Offizier, der ältere Bruder der Frau von W.... einfand; er trug das St. Ludwigs - Kreuz an einem rothen Band im Knopfloch, denn er war unter Ludwig XV. in französischen Diensten gewesen, war verwundet worden, und ging auf einer Krücke.

Der Anblick dieses Mannes ergriff Grignon wunderbar: denn seine Uniform und das Ludwigs-Kreuz versetzten ihn auf einmal wieder zurück in jene seelige Zeiten. Daß unser Emigrant dem Herrn Hauptmann ein sehr willkommner Gast war, das läßt sich leicht denken. Denn mit ihm konnte er nun alle seine Kriegsschicksale wieder einmal recapituliren, mit seiner Schwester war dies bis zum Ueberdruß geschehen.

Nach der Mahlzeit wurde unserm Wanderer seine Schlafstätte angewiesen, auf welcher er bis zum hellen Morgen sehr sanft ruhte.

Kaum war er erwacht, als ein Bedienter ihn zur gnädigen Frau zum Frühstück einlud; er kleidete sich also flugs an und begab sich in ihr Cabinet. Freundlich und traulich wurde er von Frau von W.... begrüßt, dann faßte sie ihn an der Hand und sagte: Mein lieber Freund! Ich bin Wittwe und wohne hier mit meinem Bruder allein; meine zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, sind nicht mehr bei mir. Letztere ist hier in der Nähe glücklich verheirathet, und mein Sohn hat Kriegsdienste genommen; ich habe also meine Güter bisher allein verwaltet, ich bin aber ein Weib und kann selbst nicht überall nachsehen. Sie waren Gutsbesitzer und werden die hiesige Landesart leicht kennen lernen; wollen Sie nicht die Güte haben, und mir in diesem Geschäft so lange an die Hand gehen, bis Sie die Führung der Vorsehung wieder in einen andern Wirkungskreis leitet? — Kein Anerbieten konnte Grignon in gegenwärtiger Lage angenehmer seyn; mit Freuden und mit innigem Dank gegen Gott willigte er ein. Bald kam auch der alte Capitain mit seiner Krükke dazu, um am Frühstück Theil zu nehmen, und fing nun wieder da an, wo er gestern aufgehört hatte; er erzählte, wie er in Frankreich umhergereist, wo er als logirt habe und dergleichen mehr, bis ihn endlich Frau von W.... unterbrach: Lieber Bruder! Herr von Grignon bleibt einige Zeit bei uns, Du kannst Dich nach und nach recht mit ihm ausplaudern. Jetzt wirst Du mir erlau-

ben, daß ich noch ein und anderes mit ihm verabrede. Der Capitain bückte sich höflich, erhob sich und wollte weggehen, allein seine Schwester hielt ihn und sagte: Bleib, wir haben nichts Geheimes vor Dir; dann fing sie an, Grignon von ihren Gütern und deren Einrichtung zu unterrichten; desgleichen welche Geschäfte sie ihm gern anvertrauen möchte, und in allem versprach Grignon nach seinem Vermögen ihren Willen zu vollbringen.

Während diesen Gesprächen ließ sich ein benachbarter Edelmann mit seiner Gemahlin und Kindern anmelden. Frau von W.... sagte zu, wendete sich dann zu Grignon und sprach: Sie werden da ein paar vortreffliche Eheleute kennen lernen, haben Sie die Güte, einstweilen in den Garten zu gehen, ihn zu besehen, und wo Sie etwas zu verbessern finden, darüber nachzudenken, dies giebt dann hernach Stoff zu Unterhaltungen für uns beide.

Grignon ging, aber in seiner Seele erwachte wieder der alte Gram; die Worte: ein paar vortreffliche Eheleute — hatten ihn wie ein Pfeil ins Herz getroffen; auch ich hatte einst eine vortreffliche Gattin und zwei liebe Kinder. Ach Gott! wie glücklich waren wir zusammen! und nun wandelt Concorde mit ihren Lieblingen zwischen Palmen und Lebensbäu-

men im Paradies; ihr ist wohl, aber ich — ein Strom von Thränen hemmte sein Selbstgespräch, doch ermannte er sich wieder, und suchte seine Aufmerksamkeit auf die Gegenstände zu heften, die ihn zunächst umgaben. Etwa eine Stunde mochte er, in Schwermuth versunken, zwischen Bäumen, Blumen- und Gemüßbeeten umhergewandelt haben, als er einen stattlichen Herrn mit zwei Damen und einigen Kindern unter Begleitung der Frau von W.... zum Garten hereintreten sah; er ging ihnen also entgegen um ihnen sein Compliment machen. Der Herr von G.... schritt voraus und die Damen folgten nach; die Begleiterin der Frau von G.... hatte einen Schleier über dem Gesicht hangen, sie lüftete ihn, strebte vorwärts, streckte die Arme aus, rief: Louis! — o mein Gott! und sank ohnmächtig zu Boden. Grignons Haare sträubten sich, seine Augen starrten, sein ganzes Wesen war der Auflösung nahe. Mit dem Ausruf: Meine Concorde! schwankte auch er nieder. Die Gesellschaft wurde mächtig erschüttert; man gab sich alle Mühe, beide durch Erquickungen wieder zu sich zu bringen, welches endlich auch gelang, aber die Scene, die nun folgte, kann kein Pinsel malen und keine Feder beschreiben, eine Umarmung löste die andere ab, und Wonne der Seeligen blühte unter ihren Schritten auf.

Die nämliche Hülfe, die Grignon aus dem Gefängniß gerettet hatte, holte auch Concorde von der Guillotine weg. Dann hatte sie sich bei Bekannten verborgen gehalten, mit denen sie emigrirte und nach Westphalen ging. So lange diese Freunde etwas hatten, lebte sie mit davon, hernach nahm sie die Frau von G.... als Gesellschafterin zu sich. Dieses Zusammentreffen und Wiedersehn machte einen tiefen Eindruck auf die ganze Gesellschaft; die Herzen waren geschmolzen, und flossen alle zusammen in Eins; so vereinigt stiegen ihre Dankseufzer hinauf zum Altar vor dem Thron des Ewigen, und der Engel der Liebe opferte sie dem Herrn zu einem süßen Geruch.

Die würdige Frau von W.... nahm nun das glückliche Paar zu sich; Grignon versahe ihre Geschäfte mit Munterkeit, und die herrliche, schwergeprüfte Concorde wurde bald Freundin und Gehülfin der edlen Frau. Einige Jahre verlebten sie glücklich in diesem Hause, dann starb die Frau von W....; in Frankreich änderte sich vieles, sie konnten in ihre Heimath zurückkehren, auch bekamen sie so viel von ihren Gütern wieder, daß sie nothdürftig leben konnten.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jung-Stilling, Johann Heinrich, / Huber, Michael / Woltmann, Karl Ludwig von

Erzählungen

Bd.: 1.

Frankfurt ; Leipzig 1814

P.o.germ. 2055 y-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129428-1